Hölderlin.

Culturhistorisch-biographischer Roman

in zwei Theilen

von

Heribert Rau.

Zweiter Theil.

Leipzig,
Theodor Thomas.
1862.



Inhalt.

Ideal und Welt.

Nach vierzig Jahren.



Ideal und Welt.



Im Exil.

Die Donner der französischen Revolution rollten noch über die Welt.

Das Mittelalter mit seinen die Menschheit entwürdigenden Fesseln, mit seinen hierarchischen und politischen Tyrannen, mit seinem alle bürgerliche Freiheit untergrabenden Feudal- und Lehnswesen, mit seinem Geheimverfahren und seinen Privilegien, mit seiner geistigen Verdumpfung und seiner Unterdrückung jeder freisinnigen Idee, — das Mittelalter war unter Trümmern, Blut und Flammen zu Grabe gegangen. Noch rasten die Stürme der Revolution, die es gestürzt — dieses gewaltigen politischen Ungewitters; — aber es stand ja in dem großen Buche der Geschichte geschrieben, daß sich auch hier wieder aus Blut, Flammen, Staub und Asche das Morgenroth einer besseren Zeit, gleich einem strahlenden Phönix, erheben sollte.

Während indeß in Italien, in Oesterreich, am Rhein

und Maine der Krieg wüthete, lag der nördliche Theil Deutschlands noch in Frieden, . . . wenn auch allerdings in einem drückenden und beängstigenden.

Dem Beispiele Preußens und Spaniens waren auch andere Staaten gefolgt. So hatte sich auch Hessen-Cassel dem Frieden mit der französischen Republik angeschlossen und erfreute sich daher der anscheinend tiefsten Ruhe, während die Furien des Krieges — ihre gräßlichen Fackeln schwingend — schon über das benachbarte Frankfurt hinzogen.

In Hessen regierte damals Landgraf Wilhelm IX. (nachheriger Kurfürst Wilhelm I.), und zwar hatte derselbe sein Regiment unter guten Auspicien für sein Volk angetreten.

Hatte doch das arme Hessen unter Landgraf Friedrich II. — dem Vater Wilhelm's IX. — eine gar traurige Zeit erlebt.

Allerdings war Friedrich der Vertreter des philosophischen achtzehnten Jahrhunderts für Cassel gewesen; aber zugleich auch aller der Ueppigkeiten und Weichlichkeiten, die es in seinem Gefolge mit sich führte. Hessen-Cassel ward unter Friedrich II. eine französische Stadt in Mitten Deutschlands.

Vor allen Dingen wurden eine Menge Prachtbauten in Angriff genommen: so der Paradeplatz mit der schö-

nen Kolonade, das Opernhaus, das große Museum Fridericianum und die katholische Kirche.

Theater und Kapelle, französische, italienische Oper und Ballet wurden mit unerhörtem Luxus ausgestattet und mit einem Personal versehen, wie es bei ähnlichen Instituten nur in den größten Hauptstädten vorkommt.

Auf diese Weise wurde Cassel, im Norden Deutschlands, wie gleichzeitig unter Herzog Karl Stuttgart im Süden, der Sitz einer der glänzendsten Höfe, zu welchem Fremde aller Stände von allen Seiten herbeiströmten, die der Landgraf mit liebenswürdiger Zuvorkommenheit aufnahm. Der Geist der Aufklärung wehte dabei aus allen Anstalten für Wissenschaften und Kunst, der Geist der Freude aus den steten Festen und Vergnügungen; und froheste Lebensluft belebte die Cassler Einwohnerschaft, der das zahlreiche Militär, die Menge der Staatsbehörden, die vielen Fremden und die ununterbrochenen Neubauten Wohlstand, ja Ueberfluß verschafften.

Aber! . . . aber! . . . der Glanz und Luxus des Cassler Hofes hatte auch — namentlich für das übrige Land — eine sehr düstere Schattenseite! Ueberstieg doch der ungeheuere Aufwand weit die Kräfte eines kleinen Staates.

Und doch mußte Geld herbei! . . . Was that daher der Landgraf?

Leider ist es nur zu bekannt!

Um die nöthigen Gelder zu erlangen, griff Friedrich zu zwei sehr schlimmen . . . ja himmelschreienden Mitteln: zu dem unglückseligen Lotto und zu der empörendsten Seelenverkäuferei!

Die unglaubliche Spielwuth, die die Bevölkerung — in Folge der verführerischen Lottoeinrichtung — ergriff, ließ sie die Verderblichkeit des Glücksspieles übersehen, bei welchem über dem Gewinne der einzelnen Amben, Ternen, Quaternen und Quinten . . . Tausende von Menschen in ihrem Vermögen vollständig zu Grunde gerichtet wurden.

Und nun gar die Seelenverkäuferei!

Schon im Jahre 1775 schloß Hessen jenen berüchtigten Vertrag ab, kraft dessen der Landgraf 12,800 seiner Unterthanen — zum Gebrauch in den Colonien — an England verkaufte. Es war dies der dreiunddreißigste Theil der Einwohnerschaft, indem das hessische Ländchen damals nur 400,000 Einwohner zählte.

Bis zum Jahre 1782 — man kann die schreckliche Thatsache nicht oft genug wiederholen und dem Volke in das Bewußtsein zurückrufen! — bis zum Jahre 1782 wurden dann noch 4200 Rekruten nachgeschickt. Dazu mußte Hanau noch besonders 2400 Mann stellen.

Und diese 19,400 Mann machten also nun nahe

den 20. Theil der sämmtlichen Bevölkerung Hessens aus!

Und wie ging man dabei zu Werke? O! die Geschichte weiß davon zu erzählen . . . aber Niemand hat die Thränen und die gebrochenen Herzen gezählt, die das unglückliche Hessen damals aufzuweisen hatte.

Es kamen englische Commissarien nach Cassel und besichtigten die verkauften Menschen auf dem Markte, wie sie die Neger in Amerika zu besichtigen gewohnt waren. Dabei zahlten sie Hundert Thaler für jedes Stück.

Als man den Landgrafen einmal Friedrich dem Großen „seinen Schüler" nannte, sagte er: „S'il était sorti de mon école, il n'aurait pas vendu ses sujets aux Anglais, comme on vend du bétail pour le faire égorger."

Und in seinem Antimacchiavelli im letzten Kapitel sagt derselbe große König: „Solche Fürsten sollten erröthen über die Schändlichkeit, mit welcher sie das Leben der Menschen verkaufen, die sie, als Väter ihrer Völker, beschützen sollten."

Aber diese Zeit schien ja vorüber. Wilhelm IX. zeigte sich bald als das vollständige Gegentheil seines Vaters. War dieser prunkhaft und üppig gewesen, so war Wilhelm IX. sparsam bis zum Geize.

Wie der Vater die Franzosen liebte und begünstigte, so haßte sie der Sohn.

Der Anfang der Regierung ließ sich zwar gut an:*) der neue Regent machte eine Rundreise zu Pferde mit geringer Begleitung fast von Dorf zu Dorf, um die Beschwerden seiner Unterthanen zu erfahren. Reformen erfolgten nun und das Prunksystem des Vaters wurde aufgegeben. Auch das unselige Lotto hob man auf, so wie die kostspielige Oper und das noch kostspieligere Ballet. Für die Kapelle wurden dabei nur deutsche Künstler beibehalten; wogegen sämmtliche Abenteurer und Windbeutel in Civil und Militär ihren Abschied bekamen.

Aber darauf beschränkte sich der neue Regent noch nicht: jetzt kam die Reduction auch an die Truppen, wobei besonders die insolente erste Garde — die die Ehrenwache in dem Schlosse hatte und sogar nach der Weise der römischen Prätorianer eine Verschwörung gegen das Leben des Landgrafen versucht haben sollte — aufgelöst und unter andere Regimenter gesteckt wurde.

Auch das Carolinum sah sein Ende. Die Anstalt ward, als zu kostspielig, mit der Universität Marburg verbunden; viele Professoren folgten ihr dahin, andere

---

*) Ueber Landgraf Friedrich II. und Kurfürst Wilhelm I.: „Vehse's Geschichte der Höfe." V. Thl. 161—237.

gingen außer Landes: wie Müller nach Mainz, Forster nach Wilna, Mauvillon nach Braunschweig, Dohm und Sömmering nach Berlin, Runde nach Göttingen.

Ebenso hörten der Beamtenunfug und die Sinecuren auf.

Endlich erließ der neue Landgraf den Ständen das zeither übliche don gratuit bei der Huldigung, eine Summe von 100,000 Thalern, indem er erklärte: er sei, weit entfernt die Lasten seiner getreuen Unterthanen zu vermehren, auf Verminderung derselben bedacht.

Schon jubelten Stände und Volk, da . . . wandte sich das Blatt: ehe die Stände auseinander gingen, legte ihnen der neue Landesvater eine Rechnung vor, nach der sie ihm seit 1704 noch 1,100,661 Thaler an Reichs-, Kreis- und Landessteuern schulden sollten.

Jetzt trat auf einmal die Sparsamkeit in einem ganz anderen Lichte auf. Und in der That, sie erstreckte sich bei dem Landgrafen, wie bei Friedrich Wilhelm I. von Preußen, sogar auf die Details der Tafel. Der Regent von Hessen-Cassel schrieb eigenhändig auf einen Speisezettel, auf welchem herumgelegte Citronenscheiben erwähnt waren: „Gelbe Rüben thun's auch."

Aber . . . diese Sparsamkeit machte Landgraf Wilhelm reich!

Reicher aber noch machte es ihn, daß er — bei

allen wirklichen und scheinbaren Reformen — die abscheuliche Seelenverkäuferei seines Vaters, als eine Goldgrube, beibehielt. Sie dauerte fort bis in die Zeit der französischen Revolution hinein. Noch 1794 — also zwei Jahre vor unserer Geschichte — wurden wieder 4000 Hessen in die Colonien verkauft; . . . und zwar geschah dies, als schon das Haupt des Königs von Frankreich gefallen war, . . . als schon der republikanische Nationalconvent seine furchtbare Volksmacht entwickelt hatte.

So wurde denn Landgraf Wilhelm IX., — später Kurfürst Wilhelm I. — der reichste Fürst Deutschlands, und bekanntlich haben die reichsten Banquiers Europas, die Rothschilds, ihr Glück durch ihn gemacht. War doch der Stamm, des jetzt so großartig dastehenden Hauses Mayer Amschel von Rothschild und Söhne — Rothschild wohnte in dem Theile der Frankfurter Judengasse, der dem furchtbaren Brande von 1796 ganz nahe lag, — ein kleiner, unbedeutender Geldwechsler.

Da er, unter Anderem, auch mit alten Münzen — namentlich mit persischen und byzantinischen — handelte, so brachte ihn dies dem Regenten von Hessen-Cassel, der ein großer Liebhaber von solchen Münzen war, näher. Eines gab dem Anderen die Hand. Amschel Rothschild bot sich auch zu Geschäften in currenten Münzsorten an, und da der Mann durch Um-

sicht, Pünktlichkeit und Präcision in Geschäften sich das Vertrauen des Herrschers verdient hatte, so erhob ihn der Landgraf endlich zu seinem Hofagenten.

Von diesem Momente an war das Glück des Hauses Rothschild gegründet: der Landgraf vertraute ihm alles an, bei der französischen Invasion fast sein ganzes Vermögen — und nun negotiirte Rothschild so glücklich damit, daß die ungeheuren Summen dem Kurfürsten nicht nur gerettet, sondern daß Rothschild selbst . . . dabei zum Millionäre ward.

Aber so weit war es zur Zeit unserer Erzählung noch nicht; damals zeichnete sich der Landgraf von Hessen-Cassel noch durch zwei Neigungen vorzüglich aus — freilich hatte er sie mit vielen seiner Vorfahren gemein — und diese Neigungen waren: die Soldatenliebhaberei und die Baulust.

Um das Desertiren zu verhindern, erließ er einen Befehl, darin er ankündigte, daß an den Grenzorten beständig Husaren reiten würden, die für jeden todt oder lebendig eingebrachten Deserteur fünf Thaler bekommen sollen; die lebendig Zurückgebrachten liefen zwei Tage hinter einander Spießruthen und kamen dann lebenslänglich in Eisen!!

Die Armee blieb noch immer auf dem Fuße von 14,000 Mann.

. Ja der neue Landgraf unternahm sogar mit ihr einen kleinen Feldzug, um Schaumburg-Lippe — als wegen einer unstandesmäßigen Heirath vermeintlich erledigtes Lehn — an sich zu bringen. Der succedirende Graf war nämlich ein Kind von zwei Jahren.

Nun war dieser Feldzug freilch ein Landfriedensbruch, wie ihn Kaiser Joseph II. auch geradezu in einem strengen Rescripte bezeichnete, indem Kaiser und Reich zugleich mit einer Executionsarmee drohten.

Indeß der Landgraf fürchtete — in diesen traurigen Tagen völliger Zerfallenheit des deutschen Reiches — weder dieses noch den Kaiser. Er verließ sich auf Preußen, und erst als König Friedrich Wilhelm II. ihn im Stiche ließ und ihm ebenfalls sein Unrecht in scharfem Tone vorhielt, entschloß er sich, seine Eroberung wieder zu räumen. Der härteste Schlag für ihn aber war: daß er den liquidirten Schaden erstatten mußte.

Landgraf Wilhelm glühte vor Zorn! . . . das Geld mußte wieder herbei! . . . und . . . so schloß der Landgraf abermals einen neuen Subsidientractat mit England auf vier Jahre, kraft dessen er wieder 12,000 Mann in englischen Sold gab und dafür ohne die Einkleidungsentschädigung eine Subsidie von 675,000 Kronthalern oder 1,822,500 Gulden erhielt!!!

Nur in einer Beziehung huldigte Landgraf Wilhelm

dem Geize nicht; . . . seit dem Jahre 1787 überkam ihn die Leidenschaft des Bauens.

Sein Lieblingssitz war der Weißenstein bei Cassel: er ließ das alte von Landgraf Moritz erbaute, von Friedrich II. erweiterte Schloß abbrechen und ein neues bauen, das nun — seit 1794 — nach ihm Wilhelmshöhe genannt wurde, und in dieser neuen Gestalt seinen weltberühmten Ruf doppelt behauptete: zumal er den schon früher so großartigen Wasserwerken einen Aquaduct von vierzehn Bogen, die Teufelsbrücke und den großen Wasserfall sammt einem schönen Park, hinzufügte.

Auch die Löwenburg wurde von ihm erbaut und mit Rittersaal, Kapelle und Rüstkammer ausgeschmückt. Auch Schloß Wilhelmsbad war eine seiner Schöpfungen.

Unter diesen Bauten nun nahte der Sturm der französischen Revolution.

Die Stimmung in Cassel war schon durch die Ideen ernster geworden, die das Restchen der aus Amerika zurückkehrenden Truppen in Umlauf brachten. Aber obgleich Emissäre der Mainzer Propaganda auch nach Hessen kamen, um den Geist der Freiheit und Gleichheit zu proclamiren, regte sich doch keine Hand. War doch das Volk zu schwer geknechtet und zu allgewaltig unterdrückt und überwacht. Im Gegentheile: Cassel

füllte sich mit Emigranten, die bis zu dem Frieden, den Preußen 1795 in Basel schloß, verweilten.

Jetzt aber, bei und nach der Beschießung Frankfurts durch General Kleber und der Besetzung dieser Stadt durch die Franzosen, waren wieder neue Flüchtlinge massenweise von dort her in Cassel eingetroffen; sie gehörten zumeist den reicheren Familien der Reichs- und Handelsstadt an, und unter ihnen befand sich namentlich auch die Familie Gontard.

Herr Jacob Friedrich Gontard hatte in der Eile und schon am zweiten Tage nach seiner Ankunft in Cassel ein Privatlogie genommen. Dasselbe war zwar für eine Familie die an großartige Wohnungen gewöhnt ist, klein zu nennen; einmal aber wollte Monsieur Gontard um keinen Preis mitten im Lärm eines Gasthofes logiren . . . und dann . . . war bei der Ueberfüllung der Stadt durch Flüchtlinge in der That für den Augenblick keine andere zu haben gewesen.

Was indessen der Wohnung an Raum und Glanz abging, ersetzte sie durch ihre Gemüthlichkeit. Die Zimmer waren allerdings weder hoch noch geräumig; aber sie hatten in Größe, Höhe und Einrichtung etwas ungemein Trauliches, für welches man freilich den Sinn mit hinein bringen mußte.

Frau Gontard-Borkenstein saß eben in einem derselben — es war dasjenige, was in dieser Zeit der

Flucht als Wohn- und Speisesalon zugleich dienen mußte — und suchte vergebens ihre trüben Gedanken über das Schicksal Frankfurts — von dem man bereits wußte, daß es theilweise in Flammen stehe — durch Lectüre zu vertreiben. Mehr aber noch als das Buch, welches sie in der Hand hielt, und in welches sie oft Minuten lang hinein starrte, ohne es zu wissen und ohne ein einziges Wort zu lesen; — weit mehr als dies Buch zog sie noch der Blick in die Nebenstube ab. Saßen doch dort — sie gewahrte es ja durch die offen stehende Thüre — ihre lieben Kinder um einen runden Tisch herum, an welchem ihnen der Hauslehrer Unterricht ertheilte.

Und mit welch' kindlich frommer Hingabe, mit welchem — durch die Ereignisse der letzten Tage noch gesteigertem — Ernste hingen die Kinder an den schönen edlen Zügen des jungen Mannes, der ihnen eben von der Religion des Herzens sprach, die sich gerade in so schlimmen und traurigen Zeiten durch eigene Festigkeit und eine ruhige Hingabe an eine höhere Führung am schönsten zeige. Hölderlin sagte dies natürlich auf eine Weise, die den Begriffen seiner kleinen Zuhörer angepaßt war. Mit der Mutter hatte er gestern denselben Gegenstand besprochen und gesagt:

„Eines zu sein mit Allem, was da lebt! Mit diesem Worte legt die Tugend den zürnenden Harnisch,

der Geist des Menschen den Zepter weg, und alle Gedanken schwinden vor dem Bilde der ewig einigen Welt, wie die Regeln des ringenden Künstlers vor einem Götterbilde, und das eherne Schicksal entsagt der Herrschaft, und aus dem Bunde der Wesen schwindet der Tod, und Unzertrennlichkeit und ewige Jugend beseliget und verschönert uns und die Welt! . . . das ist Religion!"

Auch heute wieder sprach er so schön, so klar, so liebevoll zu den Kindern, . . . auch heute wieder hörten die Kinder so aufmerksam zu, . . . frugen so kindlich und doch verständig zugleich, daß es für Frau Gontard-Borkenstein, in der momentan so peinlichen Lage, eine recht wohlthätige Zerstreuung war, zuzuhören. Ihr Auge ruhte dabei mit stillem Vergnügen auf der schönen Gruppe.

So saß sie eine längere Zeit, bald lesend, bald hörend und schauend, als ihr Gatte, Herr Jacob Friedrich Gontard, eintrat.

Er war bleich und aufgeregt und seine Züge drückten Unmuth und Besorgniß aus.

Freilich waren die Nachrichten, die er brachte, noch ziemlich beruhigend: die Beschießung der Vaterstadt durch die Franzosen hatte aufgehört. Es brannte zwar noch, aber — „glücklicherweise" — nur in der „alten Judengasse." An allen übrigen Stellen war das Feuer

bereits gelöscht und weder das Geschäftshaus, noch die vielen übrigen Besitzungen der Familie Gontard hatten Noth gelitten, und da ja außerdem Feldmarschall Jourdan in seiner Proclamation vom 11. Juli den Einwohnern Frankfurts Schonung des Eigenthums versprochen hatte, so war wohl nichts mehr zu fürchten.

Dennoch blieben die Ungewißheit, die Spannung, die ewige Unruhe, die Unterbrechung der Geschäfts- und Hausordnung Herrn Gontard — der an die größte Regelmäßigkeit und Pünktlichkeit gewöhnt war — unerträglich, so wie ihn die augenblickliche Beschränkung in Wohnung und Bedienung bald außer sich brachte.

Herr Jacob Friedrich Gontard war *nur* Geschäft; jetzt aber war — wenigstens für den Moment — von Geschäften *gar nichts zu machen*. Selbst von dem Comptoir, *seinem Heiligthume*, war er getrennt, und bei dem allem auch noch aus den Sphären seines gewöhnlichen Umgangs geworfen. Ein „*Gontard*" flüchtig, — auf die mäßige Wohnung eines Cassler Privathauses beschränkt, — auf die Küche eines Gasthauses angewiesen, — mit Menschen in Berührung, die weit, weit unter seinen Vermögensverhältnissen standen! . . . es war entsetzlich! . . . unerträglich! . . . „dégoûtant!" . . .

Auch jetzt strömten Herz und Mund in Klagen über diesen unseligen Zustand über. . . . Und wie ein ge-

wöhnlicher bürgerlicher Mensch seine Kinder im Nebenzimmer unterrichten lassen zu müssen! . . .

„Enfin! j'y pers mon latin!“ — rief er jetzt, die Thüre nach dem Nebenzimmer schließend — „die Kinder den ganzen Tag um sich haben . . . und den halben . . . die Luft mit dem Hofmeister athmen!“

„Aber, mein Lieber,“ — sagte hier die Frau ruhig — „Sie können doch nicht über die Aufnahme in Cassel klagen!“

Gontard zuckte verächtlich die Achsel.

„Die ersten Häuser“ — fuhr jene fort — „sind Ihnen mit offenen Armen entgegengekommen!“

„Die ersten Häuser! . . . hier!“ — wiederholte Herr Jacob Friedrich Gontard mit abermaligem Achselzucken und spöttischem Lächeln — „was will das heißen?“

„Selbst der Adel und der Hof haben Sie doch gewiß mit Zuvorkommenheit empfangen und bemühen sich . . .“

„Dem Chef des Bankier-Hauses Jacob Friedrich Gontard & Söhne, in dessen Büchern sie meist stehen, die Achtung zu erweisen, die ihm zukommt. Parbleu, Madame! . . . ich glaube, das ist nicht mehr wie billig.“

„Oberkammerherr von Moltk, Excellenz, — Hofmarschall, Graf von Bohlen, — der Director der Ca-

binetscasse, Buderus und Andere haben uns mit liebenswürdiger Gastfreundschaft in ihren Familien empfangen."

„Courtoisie!" — entgegnete der Bankier, die Hände auf den Rücken gelegt ungeduldig im Zimmer auf- und abgehend, — „leere Courtoisie, die man Notabilitäten der Frankfurter Handelswelt schuldig ist. Der Name „Gontard", der sich dem „illüstren" nicht entfremdet glaubt, hat Ansprüche auf eine noch ganz andere Aufnahme. Haben Sie nicht die Nonchalance bemerkt, mit der der Adel dieser Courtoisie nachkam? Enfin! der Adel" — setzte Herr Jacob Friedrich hinzu, und seine Achseln hoben sich abermals mitleidig — „was ist Adel ohne Geld?!"

„Wir haben auch Männer von Geist hier gefunden, wie Heinse, den berühmten Kunstkenner und Schriftsteller!"

„Parbleu!" — rief hier der Bankier lachend und blieb stehen — „Sie scherzen wohl, meine Liebe! sonst könnten Sie wahrlich den Namen Gontard nicht mit solchen Menschen in Berührung bringen! . . . Fürwahr, pikante Nüancen . . . was heißt Geist? . . . Ich glaube, der Mann schreibt Bücher für Geld?"

„Ich dächte!" — sagte hier Madame Gontard-Borkenstein sanft — „selbst Fürsten dürften sich des Um-

ganges mit Männern von Geist — den Vertretern der Kunst und der Wissenschaft — nicht schämen."

„Die alten Bizarrerien!" — rief der Bankier ungeduldig. — „Nun ja, man kann sie brauchen, wenn es gilt den Glanz des Hauses durch ihr Zuziehen in Gesellschaften zu mehren. Enfin! . . . das will die hergebrachte Mode! . . . ist nun leider einmal Usus! . . . aber man kann doch nicht mit Menschen umgehen, die nichts sind . . . da sie nichts besitzen! . . . Lassen wir diese barocken Ideen, meine Liebe! Ich habe nichts dagegen, wenn Sie zu Ihrem Vergnügen Bücher lesen; . . . aber ich, meine Beste! . . . enfin! . . . ich bin Geschäftsmann, mein Ideal ist die Größe und der Glanz meines Hauses, . . . das Streben meines Lebens: dies Haus, das in der Handelswelt fürstlich dasteht, immer mehr zu heben und zu immer größerem Glanze zu bringen. Bitte, schonen Sie mich dabei etwas, Madame,... les embarras et les chagrins me tombent coup sur coup et de cette manière l'on se lasserai d'exister!"

Frau Gontard-Borkenstein lächelte trüb; dann sagte sie milde:

„Ich wollte Sie trösten und ermuntern, lieber Gontard, nicht mit neuen Unannehmlichkeiten belästigen. Hoffen wir, daß wir bald nach Frankfurt zurückkehren. Sie sind ein ausgezeichneter Geschäftsmann, das weiß

alle Welt; . . . es ist daher sehr natürlich, daß Sie sich in die Ihnen eigene Wirkungssphäre zurücksehnen."

„Parbleu! ja! . . . aber auch in die alten Verhältnisse!" — rief der Bankier — „in die gute alte Zeit! die neuen Ideen sind mir ein Horreur! Die Evenements überstürzen sich . . . und ich . . . enfin! . . . ich bin ein Mann der Stabilität, des guten alten Regime der Ordnung und Ruhe! . . . Diese neuen weltstürmenden Ideen können einem ja effectiv zur Desperation bringen!"

In diesem Augenblick klopfte es an der Thüre.

„Herein!" — sagte Frau Gontard-Borkenstein leise; während eine dunkle Zorn- und Schamröthe in dem Antlitze des Bankiers aufflammte, der gewohnt war, daß jeder Besuch durch einen Lakaien angemeldet wurde.

Die Thüre öffnete sich, und ein bescheiden aber anständig gekleideter Mann trat ein:

Der Bankier schaute kaum nach ihm hin, rief aber barsch:

„Was will er?"

Eine peinliche Pause enstand: Frau Gontard-Borkenstein war roth und bleich geworden . . . sie hatte in dem Eintretenden sofort den Besitzer des Hauses erkannt, in dem sie jetzt wohnten, einen angesehenen Bürger Cassels.

Auch der Fremde stand blaß und überrascht da; aber er faßte sich rasch und sagte scharf:

„Kein Geld und keine Anstellung bei Ihnen, mein Herr!“

Der Bankier stutzte.

„Vergeben Sie die Verwechslung!“ — fiel hier Madame Gontard ein, die rasch aufgestanden war und sich dem Hausherrn jetzt mit der ihr eigenen Grazie näherte — „Herr Gontard hat sie nicht erkannt.“

Und sie stellte den Eingetretenen mit solcher Liebenswürdigkeit vor und wußte beide Männer so freundlich sich näher zu bringen, daß Herr Jacob Friedrich Gontard sich genöthigt sah, von seiner gewitterumwölkten Höhe ein wenig herabzusteigen und etwas zu murmeln, das einer Enschuldigung glich.

Kalt aber artig übergab jetzt der Hausherr dem Bankier eine Depesche, die ein Courier von Frankfurt so eben gebracht hatte. Der Courier selbst war so rasch geritten, daß er beim Absteigen vom Pferde ohnmächtig zusammen gesunken. Der Hausherr hatte die Abgabe des Schreibens übernommen.

Er wartete den Dank nicht ab und empfahl sich kurz und ernst.

Eine abermalige Stille trat ein, während welcher Herr Gontard die Depesche erbrach. Die Blicke der Gattin ruhten dabei besorgt auf seinen Zügen.

Der Bankier erblaßte.

„Ein neues Unglück?" — frug sie, an ihre Kinder in mütterlicher Besorgniß denkend.

„Parbleu!" — rief der Bankier, mit dem Fuß aufstampfend, — „acht Millionen Livres!"

„Um Gottes Willen, was ist mit ihnen?" — rief die Besorgte.

„Frankfurt hat capitulirt!"

„Und?"

„Enfin! am 16. Juli zogen sich die Kaiserlichen aus der Stadt zurück und die Franzosen zogen ein. Jetzt hat der commandirende General en chêf Feldmarschall Jourdan für Frankfurt, laut Capitulation, eine Contribution von sechs Millionen Livres baar und zwei Millionen Livres in Naturallieferungen ausgeschrieben! macht acht Millionen Livres ... sage acht Millionen Livres!"

Und er setzte sich erschöpft auf einen Stuhl.

Auch die junge Frau war erblaßt; aber sie faßte sich rasch wieder und sagte:

„Die Bürgerschaft Frankfurts ist reich und patriotisch, sie wird die Summe schon aufbringen."

„Mais mon Dieu!" — flüsterte der Bankier — „sie wird! sie wird! ... wir werden, wir ... die Besitzenden!"

„Armes Frankfurt!" — sagte die junge Frau —

„unglückliche Stadt, die schon durch Brand und Beschießung so stark beschädigt wurde, daß der Verlust sich gewiß auf Millionen beläuft . . . und jetzt noch acht Millionen Contribution!“

„Welche Calamität!“ — rief Herr Jacob Friedrich Gontard, jetzt wieder aufspringend. — „Parbleu! . . . und nun gar . . . si la bonne ville de Francfort avait le malheur d'être pillée!“

„Dieu la préserve!“ — seufzte Frau Gontard.

„Ich muß sogleich hin!“ — sagte der Bankier, nach dem Bedienten schellend.

„Wie? . . . Sie wollten? . . .“

„Ich muß! . . . Mein Bruder Franz bittet um schleunige Abreise. Das Haus Gontard hat in solchen Zeiten zu zeigen, was einzelne Frankfurter Bürger vermögen! Die Prärogative des Reichthums sind manchmal auch schmerzlich . . . parbleu! . . . und dann . . . der Einfluß des Hauses Gontard in Paris — seine exclusive Stellung — ich kenne dort die fleur militaire; meine culinarischen Diners und Soupers haben mir Freunde in den höchsten Regionen erworben . . . das sind immer Chancen! . . . Enfin! ich werde nach Paris müssen! . . . Wenn nur keine Provocation . . .“

„Und wir?“

„Sie, meine Beste, bleiben mit den Kindern, bis auf weitere Nachrichten hier!“

Der Diener trat ein.

„Extrapost . . . vier Pferde . . . auf der Stelle . . . und ein Courier voraus auf den Weg nach Frankfurt . . . Relais zu legen!“ — herrschte der Bankier.

Er selbst ordnete in Eile das Nöthigste. . . . Eine viertel Stunde später flog Herr Jacob Friedrich Gontard nach flüchtigem Abschied von Frau und Kindern — er bestand nur in ein Paar Worten — der bedrängten Vaterstadt zu.

Stilles Glück.

Ein neues eigenthümliches Leben begann jetzt für Frau Gontard-Borkenstein, — ein Leben so stiller Zurückgezogenheit, wie sie es bis dahin nicht gekannt, — ein Leben, das ihr in früheren Jahren, als Weltdame, entsetzlich gedeucht haben würde und in dem ihr nun ein kleines, stilles, aber wunderliebliches Paradies aufblühte.

Was kümmerte sie Cassel mit sammt dem Hofe und den vornehmen Cirkeln, die sich ihr — der warm Empfohlenen, der Trägerin des Namens „Gontard" — mit Freuden geöffnet hätten, wenn sie es nur von Ferne gewünscht; . . . was kümmerten sie überhaupt die Menschen um sie her, mit ihrem geheimen Grollen gegen den „Seelenverkäufer," wie sie den Landesfürsten nannten; — was frug sie jetzt nach den Stürmen des Krieges, die immer mächtiger zu rasen anfingen. Frau Gontard-

Borkenstein lebte ganz still und völlig zurückgezogen in ihrer kleinen Wohnung am Schloßplatze, aus deren Fenstern sie eine herrliche Aussicht über die „Aue“ und das reizende Fuldathal genoß. Sie lebte hier nicht nur mit ihren Kindern sondern auch ganz und gar für dieselben, nur noch umgeben von einer älteren Kammerfrau, einem Kindermädchen — Mamsell Clara war zur Ueberwachung des Hauses in Frankfurt geblieben — dem alten Jacob, als Major Domus, einigen anderen Untergebenen und dem Hauslehrer, dem der Unterricht der Kinder und deren Erziehung anvertraut war. Herr Jacob Friedrich hatte dies alles selbst so angeordnet und über die Dinge so disponirt: denn zu den werthlosen Dingen und Sachen zählte er auch sämmtliche Dienerschaft und Bediensteten, . . . mithin auch den Hauslehrer. Sie existirten für ihn und seines Gleichen eigentlich gar nicht . . . wenigstens nicht als mitzählende Menschenseelen. Menschen fingen überhaupt bei ihm erst zu zählen an, wenn sie — wie der Engländer sagt — einige Hunderttausend werth waren.

Anders freilich dachte seine Gattin, die — wenngleich ihre Stellung nie vergessend und schon in ihrer Erscheinung imponirend — doch stets freundlich gegen ihre Untergebenen war; in dem talentvollen Hauslehrer aber nicht nur den Mann von Geist und Wissen schätzte, den edlen vortrefflichen Menschen achtete, —

sondern auch den liebenswürdigen Dichter begeistert ehrte. Mit seinem Eintritt in ihr Haus hatte sich ja ihre innere Welt unendlich erweitert, . . . war ihr ein ganz neues beseligendes Geistesleben aufgegangen.

Und eben dies schöne, hohe Geistesleben war es, was sie jetzt in dieser unfreiwilligen Zurückgezogenheit doppelt zu pflegen bemüht war, da es ihr den besten Trost und Ersatz in den wildbewegten Zeiten des Krieges und der Mißgeschicke bot.

Aber auch Hölderlin machte diese unfreiwillige Zurückgezogenheit, die ihn mit dem Ideale seines Lebens so unerwartet in eine fast vertrauliche Nähe führte, ganz selig! Das Schicksal selbst hatte sich für ihn überboten an Glück, indem es sie beide hier, wie auf einer einsamen Zauberinsel abgesetzt. Freilich war die Zauberin seine angebetete Diotima, deren hoher Geist und tiefes Gemüth die schöne geistig-bewegte Einsamkeit im Kreise ihrer Kinder und im Gedankenaustausche mit Männern von Geist — auch der schon ältere Dichter Heinse, Hölderlins neu gewonnener Freund, hatte hie und da Zutritt — einem oberflächlich heiteren Leben in den Salons der vornehmen Welt vorzog. Herr Jacob Friedrich freilich — jetzt wieder in Paris, um bei den Capitulations-Forderungen durch seinen Einfluß, sein Geld und seine Persönlichkeit vermittelnd zu wirken —

Herr Jacob Friedrich freilich konnte sich seine Gattin nur in jenen Salons denken.

Und höher noch wie früher gingen für Hölderlin jetzt und gerade hier die Wogen geistigen Lebens.

Hölderlin lernte, wie schon bemerkt, in Cassel nicht nur den berühmten Kunstfreund und Schriftsteller Heinse kennen, sondern auch noch andere ausgezeichnete Künstler, mit welchen er in der dortigen Gemäldegallerie und unter den Antiken des Museums glückliche Stunden verlebte.

Aber was waren denn diese gegen die Stunden in der jetzt so traulichen Nähe seines angebeteten Ideales zugebracht: wenn er die Kinder unterrichtete und sie in dem geöffneten Nebenzimmer, mit einer leichten Arbeit beschäftigt, saß; . . . oder umgekehrt, wenn er — nach den Unterrichtsstunden — seiner vergötterten Diotima vorlas oder über die höheren und höchsten Interessen der Menschheit begeistert sprach, und die Kinder in dem geöffneten Nebenzimmer spielten?

O! traten alsdann nicht oft Hölderlin Thränen der Wonne in's Auge, über das Heilige, das so anspruchslos ihm gegenüber saß und so bewegt und so kindlich rein die Tiefen seiner Seele öffnete?

So gab es Stunden der reinsten, heiligsten Seligkeit für Beide, — Stunden der Seligkeit und des Entzückens für ihn, wenn er in die Stille dieses Auges

gesehen. Friede der Schönheit, ... göttlicher Friede kam dann über ihn und das stürmende Leben und der zweifelnde Geist und jede Leidenschaft besänftigten sich an ihrem Anblick.

Und jeder Tag brachte so ein neues Glück; ... die äußere Welt versank beiden immer mehr, und glänzender und seliger und schöner stieg die innere empor.

O! er bewahrte es ja auch heilig! Wie ein Palladium trug er es in sich, still und verschlossen, das Göttliche, das ihm erschienen war. Er fühlte sich selbst ein Gott, und — das dunkele Fatum im Uebermaße seines Glückes herausfordernd — rief er in stiller seliger Stunde: — „Und wenn mich hinfort das Schicksal ergreift und von einem Abgrund in den anderen wirft, und alle Kräfte ertränkt in mir und alle Gedanken, so soll dies Einzige doch mich selber überleben in mir, und leuchten in mir und herrschen, in ewiger unzerstörbarer Klarheit!"

Und nach und nach ging Beiden in tiefster Seele eine wunderbare Erkenntniß auf, — eine Erkenntniß die sie im Anfang erschreckte, dann mit eigenthümlich wonnigen Schauern — fast wie der Gedanke an ein süßes Verbrechen — überrieselte und endlich mit stiller aber maßloser Wonne übergoß. Es war bei jedem von ihnen die Erkenntniß: daß sein Herz dem anderen überall nahe sei, ... das andere erfülle und von ihm erfüllt

werde, ... ihm so ganz und gar und unbedingt gehöre, als sei es nur für dieses geschaffen. Sie erkannten sich durch und durch; ... sie lasen in ihren Seelen, wie in einem Spiegel!

Was war für ihn jetzt noch die Welt?!

Sie, die Himmlische, war sein Lethe, ... sein heiliger Lethe, woraus er die Vergessenheit des Daseins trank, ... so daß er vor ihr stand, wie ein Unsterblicher, und freudig sich schalt, und wie nach schweren Träumen lächeln mußte über alle die Ketten und Banden und Sorgen, die ihn früher gedrückt.

Und doch wie rein und ursprünglich blieb dies Verhältniß, ... wie immer nur auf Edles gestützt. Die Erziehung des Menschen ... seine weitere Veredlung waren das Thema, von höherer Liebe durchglüht.

Sie hatten zu Kämpfern sich geheiligt, beide, für das Reich und den Sieg der Schönheit unter den Menschen. Sie stärkten sich gegenseitig und feuerten sich an, durch Blicke auf das alte Griechenland, seine Geschichte, seine Philosophie und Kunst.

Sollte es sich besser unter den Menschen gestalten, so mußte ja ein neues Geschlecht — dem griechischen Wesen befreundet — erzogen werden.

Vor allen Dingen mußte in den Herzen und in dem Geiste der eigenen Kinder der Schönheitssinn geweckt werden. Natürlich sollten sie dabei bleiben und eine

natur= und vernunftgemäße Erziehung ihnen zu Theil werden.

Es versteht sich von selbst, daß man auf die verschiedenen Erziehungsweisen kam. Und wie schön sprach sich Hölderlin hierüber aus.

„Ich glaube“ — sagte er in einer solchen Stunde, mit einer Wärme, aus der die Liebe zu der Sache wie zu den Kindern deutlich hervorleuchtete — „ich glaube, die Hauptsache bei der Erziehung ist, den Kindern Zeit zu lassen, sich selbst zu bilden.“

„Aber wie dies?“ — frug Diotima.

„Das Beste, was man in dieser Beziehung thun kann“ — fuhr der junge Mann in schönem Eifer fort — „ist, daß man die Triebe schärft und damit zugleich das Kind reizt, ein vortrefflicher Mensch zu werden.“

„Aber das dünkt mir ja gerade die schwere Aufgabe und Arbeit der Erziehung zu sein?“

„Die das Kind an sich selbst vollführen soll, . . . nur muß man ihm die eigene Arbeit dabei so viel wie möglich erleichtern.“

„Freilich!“ — meinte Diotima — „alle Natur, wenn sie groß und herrlich werden soll, muß freie Luft haben.“

„Nur muß allerdings der Stoff dazu in den Urkräften liegen, und diesen muß ein guter Erzieher mit raschem Blick zu erkennen wissen. Jeder kräftige Geist

wirft schon in der Kindheit, obgleich noch im Chaos und Nebel, helle Strahlen von sich. Alcibiades legte sich als spielender Knabe Wagen und Ochsen in den Weg und zwang den Treiber zu halten; Scipio erkannte auf einen Blick den künftigen Marius im jungen Soldaten. Ein einziger Gedanke, — eine einzige That, von scharfem tiefem Gefühl oder vielfacher Ueberlegung entsprossen, wenn auch noch roh auf verschiedenen Seiten, ist eine glückliche Vorbedeutung. Ueberhaupt muß das Kind naturwüchsig bleiben, und zwar an Körper und Seele! Alles was Kindern eingetrichtert wird, was sie nicht aus eigener Lust und Liebe halten, . . . haftet nicht, und ist vergebliche Schulmeisterei!"

„Sie reden mir aus der Seele!" — sagte Diotima, und es glühte wunderbar schön in ihren tiefen stillen Augen. — „Was ein Kind nicht mit seinen Sinnen begreift, wovon es keinen Zweck ahndet, sei es zu seinem Nutzen oder Vergnügen: das verfliegt wie Spreu im Winde."

„So ist es bei allem Lebendigen in der ganzen Natur!" — versetzte der Hauslehrer — „wenn auch ohne Bewußtsein . . . vom Grashalm bis zum Baume, vom Wurm im Staube bis zum Adler!"

„Und der Mensch macht davon wahrlich keine Ausnahme!" — setzte Diotima mit Bedeutung hinzu. — „Jeder gehe in sein Leben zurück, und sehe ob etwas

von all' dem Vorzeitigen oder naturwidrig Aufgezwungenen geblieben ist."

„Darum Freiheit für die kleine und für die große Menschheit!" – sagte hier Hölderlin begeistert. — „Freiheit ist Naturbedingung, ist Schönheit, Göttlichkeit!"

Hölderlin konnte nicht sehen, wie ein unterdrückter Seufzer hier den Busen der schönen Frau für einen Moment höher hob.

„Und für die Kinder Natur!" — sagte sie leise, sich tiefer über ihre Stickerei beugend.

„Viel Natur und wenig Bücher!" — versetzte der junge Hauslehrer, — „mehr Erfahrung als Gelerntes, einen aufgehellten Geist und ein warmes Herz, zu großen Empfindungen fähig und zu reicher schöner allumfassender Liebe, das giebt vortreffliche Menschen."

„Und glückliche!" — setzte Diotima mit wunderbarem Tone hinzu.

Es durchzuckte Hölderlin; als er aber aufblickte und zu ihr hin, und sie das liebe Gesicht auch hob . . . sah er in ein Auge, daß schon wieder still und klar blickte und in ruhige Züge. Sie aber sagte mit eben so ruhiger Stimme:

„Wie beneide ich Sie um Ihren schönen Beruf, Menschen zu erziehen und zu edlen, trefflichen Wesen heranzubilden . . . nicht in der Kinderstube allein, sondern auch auf der weiten Bühne der Welt, durch ihre

Bücher und Poesien. Was sind wir Frauen dagegen? unser Leben ist ein schwacher Kahn im stürmischen Meer, oft von Wellen überschlagen."

„Und ist nicht unseres" — setzte der junge Mann hinzu — „oft ein schwerer, schwerer Kampf — oft eine harte Arbeit . . . während die Frauen still wirken wie die Sonne und schon glücklich durch ihre Schönheit machen. Wir müssen erringen und erkämpfen, . . . sie strahlen nur um sich . . . und die Welt liegt zu ihren Füßen."

„Sagten Sie nicht jüngst!" — fiel die junge Frau hier mit ruhiger Freundlichkeit ein — „nach Platons Erklärung sei die Schönheit die ursprüngliche Idee der Dinge in Gott?"

Hölderlin bebte. Sein Herz war so voll, es drängte ihn so gewaltig zu sprechen, — sich auszuschütten, — Diotima zu Füßen zu sinken und zu rufen:

„Herrliche! ich liebe Dich und Du liebst mich ja auch! O Gott! o Gott! warum sagen wir es uns denn nicht! . . . Es ist ja der Wille der Natur, . . . die That Gottes, der unsere Herzen sonst anders geschaffen . . . uns nicht zu einander hingeführt hätte!"

Aber die Gedanken erstarben bei dem Blick auf dies still-freudige ruhige Antlitz, das voll Seligkeit und himmlischer Reinheit ihn jetzt erstaunt und mit verwundertem Lächeln anblickte, da er verwirrt schwieg. Be-

durfte es indeß der Worte? Sagte ihm denn nicht dieser Engelsblick und dieses Lächeln: „Warum denn etwas aussprechen, was wir ja beide wissen; . . . was, unausgesprochen, ein heiliges gotterfülltes Glück für uns ist, . . . in Worte gekleidet aber, menschlichen Gesetzen nach, zum Vergehen wird."

Und dies Verstehen durchglühte ihn mit Entzücken und warf dessen purpurnen Wiederschein über sein strahlendes Antlitz.

„Himmlische! Erhabene!" — rief es jauchzend in seinem Inneren und sein ganzes Wesen beugte sich vor ihrer Seelengröße.

„Ja!" — sagte er dann, die schöne ruhige Haltung, die er an ihr bewunderte, mit Gewalt anstrebend, — „ja! Schönheit ist nach Plato die ursprüngliche Idee der Dinge in Gott! Und die Seelen, die sein Anschauen genossen und diese Ideen erkannten, beben, wenn sie in diesem Leben die Bilder davon mit den Augen erblicken, erinnern sich dunkel ihres vorigen Zustandes, erschrecken und werden entzückt."

„Ihre Schwingen regen sich, — ihr Wesen geht in heiliger Gluth auf, . . . das rein Göttliche wird Leben in ihnen selbst! — O!" — rief hier Hölderlin begeistert aus — „es ist eine erhabene Hymne auf die Liebe!"

„Und" — setzte die junge Frau hinzu — „welch' tiefe Wahrheit liegt diesem Gedanken zu Grunde. Wer

Gott geschaut hat, das heißt: wem die Ahnung der ewigen vollkommensten Schönheit und Harmonie einmal aufgegangen ist, der bebt erschrocken zurück, wenn er sieht, wie hier im Leben und unter den Menschen diese höchsten Ideale gemißbraucht werden, und in welcher Verzerrung sie vor unsere Augen treten. Gewiß! — mir wenigstens hat dies im Anfang recht viel Pein gemacht. Früher hatte ich ja davon keine Ahnung; nachdem ich Sie aber kennen gelernt, erschloß sich mir diese höhere Anschauung, was ich Ihnen ewig danken werde."

„Und sie machte Ihnen im Anfang Pein?" — frug der junge Mann staunend; . . . hinter dem Staunen zugleich sein Entzücken verbergend.

„Allerdings!" — fuhr Diotima mit Wärme fort — „ich sah mich im Anfange selbst gefangen, . . . erkannte, daß ich ja lange das nicht mehr sei, was der ewige Gottgedanke ursprünglich mit mir und jeder Menschenseele gewollt, . . . daß ich es hier nie vollkommen werden könne . . . und . . . gestehe ich es nur, meine Thränen rannen in stillen einsamen Stunden. Da lebte ich mich durch den Gedankenaustausch mit Ihnen, edler Mann, tiefer in die Sache ein, und nun stärkte mich deren ewige göttliche Natur, und die süße himmlische Hoffnung regte ihre Fittige: geleitet durch Ihren kühnen Geist doch bald aus dieser Dunkelheit, aus diesem Wahne von Irrgestalten, mich zum Lichte, zur höchst-

möglichsten Vollkommenheit erheben zu können, bis einst der Tod den Kerker und alle irdischen Fesseln ganz sprengt und wir Alles in seiner mannigfaltigen und doch einheitlichen Wahrheit und ursprünglichen Harmonie und Schönheit erschauen."

Ein inniger dankbarer Blick — ruhig und klar — traf dabei den jungen Mann, in dessen Herzen siebenmal sieben Himmel thronten und ihre zauberhaften Sonnenstrahlen blitzend verschossen.

„Ja!" — rief er selig — „Schönheit giebt der Seele das lauterste Gefühl ihres Daseins. Schönheit ist die freie Wohnung, ist das ursprüngliche Element der Seele. Schönheit erinnert die Seele an ihre Göttlichkeit, an ihre Schöpferkraft, und daß sie über die ganze Körperwelt, die sie umgiebt, ewig erhaben ist! Warum aber erkennen wir alsdann diese innere göttliche Berechtigung nicht an, wenn sie den engen, kindischen und egoistischen Einrichtungen der Menschen wiederspricht?"

„Weil es auch etwas giebt, das Tugend heißt . . . ohne die keine geistige Schönheit gedacht werden kann!" — sagte milde, aber mit unaussprechlicher Liebenswürdigkeit die junge Frau.

„Und heißt das Tugend: seinem inneren göttlichen Drange entgegenhandeln?" — rief hier der junge Mann leidenschaftlich.

„Ja!" — sagte das holde Weib mit schönem Ernst,

und erhob sich. — „Wer in der Welt lebt, muß sich ihren Gesetzen unterwerfen, selbst wenn sie besser und vernünftiger sein könnten; diese Gesetzes-Achtung aber ist die äußere Tugend — ich möchte sagen, ihr Gewand — die innere und wahre Tugend aber ist alsdann der Muth: immer nach den ewigen Gesetzen der Vernunft zu handeln. Lassen Sie uns diesen Muth und diese Kraft haben ... und ... durch sie ... glücklich sein!“

Und sie reichte — zum erstenmale — Hölderlin die Hand ... der sie zitternd, berauscht, selig erfaßte und, wie anbetend, einen leisen Kuß auf die Spitzen der zarten Finger drückte. Heiße bebende Wonne durchlief dabei sein Wesen; die kleine süße Hand brannte in der seinen wie Kohlen!

Was war ihm jetzt Alles gegen diesen Augenblick! Zwei Flammen reinster, heiligster Liebe hatten — in göttlicher Gluth zum Himmel auflodernd — in einandergeschlagen. Sie liebten sich beide wie höhere Wesen und das, von der Tugend aufgelegte Entsagen, selbst des Aussprechens ihrer Liebe, steigerte noch ihre Seligkeit in himmlischer Fülle.

Als er aus seinem Entzücken zu sich kam, war sie im Nebenzimmer verschwunden; er aber vermochte sich nicht von der Stelle zu rühren, die ihn so glücklich gesehen, — so selig im ersten schauernden Erwarmen der

Liebe. O Himmel! Himmel! wie drängte es ihn jetzt, die überwallende Seele auszugießen, wie funkelnden köstlichen Opferwein in den Abgrund des Lebens!

Endlich riß er sich los und eilte auf sein Zimmer; aber die Seele war zu gewaltig bewegt zum Dichten. Er stürmte hinaus in die weite göttliche Natur . . . sie . . . sie sollte ihn mäßigen, beruhigen! „Wie der Schwimmer aus reißenden Wassern hervor, rang und strebte sein Geist, nicht unterzugehen in der unendlichen Liebe!“

Erst mit dem Abend kehrte er etwas beruhigter nach Hause . . . und doch wogte und brauste es immer noch in seiner Seele.

Jetzt aber mußte der Dichter sich ausströmen.

Er dichtete und schrieb:

„Komm und besänftige mir, die Du einst Elemente versöhntest,
Wonne der himmlischen Muse, das Chaos der Zeit!
Ordne den tobenden Kampf mit Friedenstönen des Himmels,
Bis in der sterblichen Brust sich das entzweite vereint,
Bis der Menschen alte Natur, die ruhige, große,
Aus der gährenden Zeit mächtig und heiter sich hebt!
Kehr' in die dürftigen Herzen des Volk's, lebendige Schönheit,
Kehr' an den gastlichen Tisch, kehr' in die Tempel zurück!
Denn Diotima lebt, wie die zarten Blüthen im Winter,
Reich an eigenem Geist, sucht sie die Sonne doch auch.
Aber die Sonne des Geists, die schönere Welt, ist hinunter,
Und in frostiger Nacht zanken Orkane sich nun.
Send' ihr Blumen und Früchte aus nie versiegender Fülle,
Send' ihr, freundlicher Geist, ewige Jugend herab!

Hüll in Deine Wonnen sie ein und laß sie die Zeit nicht
Sehn, wo einsam und fremd sie, die Athenerin, lebt,
Bis sie im Lande der Seligen einst die fürstlichen Schwestern,
Die zu Phidias Zeit herrschten und liebten, umfängt."

Aber was waren selbst *diese* Worte gegen das, was er in tiefster Seele empfand?

Taumelnd vor Wonne legte er sich zu Bett; aber seine Aufregung ließ ihm keine Ruhe. Herz und Seele und alles in ihm war wie ein Bienenschwarm, so summend, stechend heiß und ungeduldig.

Erst nach Mitternacht schlief er ein, und fuhr oft genug dazwischen auf.

Dann aber summte es jedesmal um seine Ohren:

„Send' ihr Blumen und Früchte aus nie versiegender Fülle,
Send' ihr, freundlicher Geist, ewige Jugend herab!
Hüll in Deine Wonnen sie ein und laß sie die Zeit nicht
Sehn, wo einsam und fremd sie, die Athenerin, lebt,
Bis sie im Lande der Seligen einst die fürstlichen Schwestern,
Die zu Phidias Zeit herrschten und liebten, umfängt."

Und er träumte von ihr . . . *und war selig im Traume.*

Ein Brief.

In diesen Tagen schrieb Hölderlin an einen seiner theuersten Jugendfreunde:

„Hätt' ich Dich doch bei mir, lieber Bruder! daß wir uns einmal wieder Freude machen könnten mit unsern Herzen. Die Buchstaben sind für die Freundschaft wie trübe Gefäße für goldnen Wein. Zur Noth schimmert etwas durch, um ihn vom Wasser zu unterscheiden, aber lieber sieht man ihn doch im krystallenen Glase."

„Ich möchte wissen, wie Dir's jetzt gerade geht. Ich wollt', es ginge Dir, wie mir. Ich bin in einer neuen Welt. Ich konnte wohl sonst glauben, ich wisse, was schön und gut sei, aber seit ich's sehe, möcht' ich lachen über all' mein Wissen. Lieber Freund! es giebt ein Wesen auf der Welt, worin mein Geist Jahrtausende verweilen kann und wird, und dann noch sehn, wie schülerhaft all' unser Denken und Verstehen der Natur sich gegenüber findet. Lieblichkeit und Hoheit, und Ruh'

und Leben, und Geist und Gemüth und Gestalt ist Ein seliges Eins in diesem Wesen. Du kannst mir glauben, auf mein Wort, daß selten so etwas geahndet, und schwerlich wieder gefunden wird in dieser Welt. Du weißt ja, wie ich war, wie mir Gewöhnliches entleidet war; weißt ja, wie ich ohne Glauben lebte, wie ich so karg geworden war mit meinem Herzen, und darum so elend; konnt' ich werden, wie ich jetzt bin, froh wie ein Adler, wenn mir nicht dies, dies eine erschienen wäre, und mir das Leben, das mir nichts mehr werth war, verjüngt, gestärkt, erheitert, verherrlicht hätte, mit seinem Frühlingslichte. Ich habe Augenblicke, wo all' meine alten Sorgen mir so durchaus thöricht scheinen, so unbegreiflich wie den Kindern."

„Es ist auch wirklich oft unmöglich, vor ihr an etwas Sterbliches zu denken und eben deswegen läßt so wenig sich von ihr sagen."

„Vielleicht gelingt mir's hie und da, einen Theil ihres Wesen, in einem glücklichen Zuge zu bezeichnen, und da soll Dir keiner unbekannt bleiben. Aber es muß eine festliche durchaus ungestörte Stunde sein, wenn ich von ihr schreiben soll." —

„Daß ich jetzt lieber dichte, als je, kannst Du Dir denken. Du sollst auch bald wieder etwas von mir sehen."

„Was Du mir mittheiltest, hat Dir herrlichen Lohn gewonnen. Sie hat es gelesen, hat sich gefreut, hat geweint über Deinen Klagen.“

„O sei glücklich, lieber Bruder! Ohne Freude kann die ewige Schönheit nicht recht in uns gedeihen. Großer Schmerz und große Lust bildet den Menschen am besten. Aber das Alltagsleben, wo man Tag für Tag auf seinem Stuhle sitzt, und treibt, was sich im Schlafe treiben läßt, das bringt den Geist vor der Zeit in's Grab.“

„Ich kann jetzt nicht schreiben. Ich muß warten, bis ich weniger mich glücklich und jugendlich fühle. Ich habe eine Welt von Freude umschifft, seit wir uns nicht mehr schrieben. Ich hätte Dir gerne indeß von mir erzählt, wenn ich jemals stille gestanden wäre und zurückgesehen hätte. Die Woge trug mich aber fort; mein ganzes Wesen war immer zu sehr im Leben, um über sich nachzudenken.“

„Und noch ist es so! noch bin ich immer glücklich, wie im ersten Moment. Es ist eine ewige fröhliche heilige Freundschaft mit einem Wesen, das sich in dies arme geist- und ordnungslose Jahrhundert verirrt hat! Mein Schönheitssinn ist nun vor Störung sicher. Er orientirt sich ewig an diesem Madonnenkopfe. Mein Verstand geht in die Schule bei ihr, und mein uneinig Gemüth besänftiget, erheitert sich täglich in ihrem ge-

nügsamen Frieden. Ich sage Dir, lieber Freund! ich bin auf dem Wege, ein recht guter Knabe zu werden. Und was mich sonst betrifft, so bin ich auch ein wenig mit mir zufrieden. Was ich jetzt dichte, hat mehr Leben und Form; meine Phantasie ist williger, die Gestalten der Welt in sich aufzunehmen; mein Herz ist voll von Lust; und wenn das heilige Schicksal mir mein glücklich Leben erhält, so hoff' ich künftig mehr zu thun, als bisher."

„Ich denke mir wohl, lieber Bruder! daß Du begierig sein wirst, umständlicher von meinem Glücke mich sprechen zu hören. Aber ich darf nicht! Ich habe schon oft genug geweint und gezürnt über unsere Welt, wo das Beste nicht einmal in einem Papiere, das man einem Freunde schickt, sich nennen darf. Ich lege Dir ein Gedicht an Sie bei, das ich zu Ende des vorigen Winters machte."

„Ich wollte Dir so viel schreiben, aber die armen Momente, die ich habe dazu, sind so sehr wenig, um das Dir mitzutheilen, was in mir waltet und lebt! Es ist auch immer ein Tod für unsere stille Seligkeit, wenn sie zur Sprache werden muß. Ich gehe lieber so hin in fröhlichem schönem Frieden, wie ein Kind, ohne zu überrechnen, was ich habe und bin, denn, was ich habe, faßt ja doch kein Gedanke ganz. Nur ihr Bild möcht' ich Dir zeigen und so brauchte es keine Worte mehr!

Sie ist schön, wie ein Engel. Ein zartes geistiges himmlischreizendes Gesicht. Ach! ich könnte ein Jahrtausend lang in seliger Betrachtung mich und alles vergessen, bei ihr, so unerschöpflich reich ist diese anspruchslose stille Seele in diesem Bilde! Majestät und Zärtlichkeit, und Fröhlichkeit und Ernst, und süßes Spiel und hohe Trauer und Leben und Geist . . . alles ist in und an ihr zu einem göttlichen Ganzen vereint. Gute Nacht, mein Theurer! „Wen die Götter lieben, dem wird große Freude, großes Leid zu Theil." Auf dem Bache zu schiffen, ist keine Kunst. Aber wenn unser Herz und unser Schicksal in den Meeresgrund hinab und an den Himmel hinauf uns wirft, das bildet den Steuermann."

„Lebe wohl, ewig lieber Freund! Könnt' ich an's Herz Dich drücken, das wäre jetzt die wahre Sprache für Dich und mich."

Dein

Hölderlin.

W e n d u n g.

In Frankfurt am Main sah es indessen noch trübe und traurig aus.

Der furchtbare Brand in der Judengasse war zwar gelöscht, — die Schutthaufen der hundert und fünfzig eingeäscherten Häuser hatten zu glimmen aufgehört, — die Oesterreicher waren abgezogen und die Feinde verhielten sich, in Folge der Capitulation, ruhig; — desto unruhiger aber war es in den Gemüthern der guten Frankfurter selbst, sowohl der Bürgerschaft als ihres Magistrates; denn wie? . . . wie? sollten — auch bei der größten Hingabe und Opferbereitschaft der Bürger — die ungeheueren Summen, welche die Capitulation in den kürzesten Terminen zu liefern vorschrieb, herbeigebracht werden?

Und die Capitulations-Bedingungen lauteten: daß von den acht M i l l i o n e n L i v r e s ein Dritttheil binnen d r e i T a g e n, das zweite Dritttheil bis zum

27. Juli — also zehn Tage später — und das letzte Dritttheil bis zum 6. August entrichtet sein müßten. Für den entgegengesetzten Fall hatte der commandirende General en chef, Feldmarschall Jourdan — derselbe Mann, der am 11. Juli in einer Proclamation den Bürgern Frankfurts Schutz des Eigenthumes zugesagt — mit Erhöhung der auferlegten Summe, ja selbst mit persönlicher Verantwortlichkeit gedroht.

Aber auch damit begnügte sich der französische General noch nicht. Während der Magistrat alles aufbot, die geforderte Summe in ihrem ersten Dritttheil in aller Schnelle baar aufzutreiben, — während Groß und Klein, Reich und Arm, Vornehm und Gering bemüht waren, die größten Opfer auf dem Altare des Vaterlandes niederzulegen . . . ließ Jourdan Garnison und Bürgerschaft entwaffnen, den Angeseheneren selbst die zierlichen Staatsdegen, der Militärmusik ihre Instrumente, den Zeughäusern ihren ganzen Inhalt wegnehmen und der französischen Armee nachführen*).

Und doch stand immer noch Schlimmeres bevor! Große, schwere Wagen mit Geld — das erste Dritttheil

---

*) Auf den reichen Inhalt der Zeughäuser — namentlich an 48-, 24- und 12-Pfünder — hatte der König von Preußen Friedrich Wilhelm II., kurz vorher eine Million Thaler geboten, welches Gebot aber, da es Ehrensache der Stadt war, ihre gefüllten Zeughäuser zu wahren, nicht angenommen wurde.

der Contribution — waren bereits an die Wohnung des Commandanten geführt worden. Nun aber rückte auch schon der Termin für die zweite Ablieferung heran!

Freie Gaben, ... großartige Gaben flossen in Menge; — wer nur von Privatleuten, Kaufleuten und Bankiers baares Geld auftreiben konnte lieferte es willig und als pflichttreuer Bürger gegen vierprocentige Obligationen — die der Magistrat sofort zu schaffen beschlossen — an die Staatskasse ab. Allein viel Geld, ja das meiste war schon vor der Beschießung der Stadt aus Vorsicht vergraben oder nach auswärts geschafft worden . . . es fehlte also jetzt an baarer Münze, und . . . die Ablieferungsfrist war gar zu kurz gegriffen.

Jourdan aber war nicht der Mann der Nachgiebigkeit.

Noch einmal brachten die großen Firmen der Handelsstadt, . . . die ersten Bankiers, und unter diesen vorab die Häuser Bethmann, Gontard, Metzler, Heyder, Deneufville u. s. w. große Opfer; — noch einmal eilten die Bürger in Menge herbei, selbst ihr Silbergeräthe, . . . Mädchen und Weiber ihren Schmuck, . . . Kinder ihre Sparbüchsen für die Rettung der geliebten Vaterstadt freudig hingebend . . . die Summe blieb zu hoch für den kurzen Termin!

Da wurden die, seither auf den Wällen und vor der Stadt lagernden Soldaten zu den Bürgern einquar-

tiert, . . . sie, die seither um Frankfurt herum wie Vandalen gehaust, Thüren und Planken der Gartenhäuser und Gärten eingeschlagen und zu ihren Bivouaques benutzt, ja die ganze prächtige Pappelallee auf der sogenannten „Bornheimer-Haide“ — einer großen schönen Grasfläche zwischen Frankfurt und dem Orte Bornheim — aus Muthwille und Uebermuth niedergehauen, während die von der Stadt dafür angebotenen Holzlieferungen höhnend zurückgewiesen wurden.

Noch einmal verdoppelten Frankfurts Bürger ihre Opfer . . . umsonst!

Da ließ der Commandant plötzlich, zum Entsetzen der ganzen Einwohnerschaft, aus Magistrat und Bürgerschaft Geißeln ergreifen und als Gefangene aus dem Kreise der Ihren gewaltsam hinwegreißen.

Die ganze Stadt war in Schreck, Aufregung und Verwirrung; . . . Schmerz und Verzweiflung bemächtigten sich der betroffenen Familien und theilten sich, wie im Fluge, der Allgemeinheit mit.

Unter den als Geißeln so ganz unerwartet eingezogenen Bürgern befanden sich nicht weniger als sechzehn Magistratspersonen, dabei die Schöffen von Lersner, von Uffenbach, von Ohlenschlager, von Loen, von Günderrode und Bonn, sowie die Senatoren Mühl, Scherbius und Andere. Aus den hervorragendsten Bürgern und ersten Handelshäusern hatte der französische General

ergreifen lassen: den geheimen Rath von Wießenhütten, die Herren Mannskopf, Brevillier, Schweitzer, Denenfville, Thurneisen, Johannot und sogar ein Paar Commis fehlten nicht, wie ein gewisser Gewinner bei Heyder und Arletter und ein Herr Kling bei Gontard.

Aber der Schreck und die Verzweiflung erreichten ihren höchsten Grad, als nun diese Geißeln — aller Bitten, aller Betheuerungen, aller angebotenen Cautionen ungeachtet, — nach den Niederlanden abgeführt wurden. Ganz Frankfurt war in Allarm und nur die plötzlich auf den Straßen auffahrenden französischen Kanonen und die gewaltige Militärmacht, die General Duvignot — jetzt Stadtcommandant von Frankfurt — in und um dasselbe entfaltete, hielten einen förmlichen Aufstand zurück.

Nur in einem kleinen, engen und düsteren Stübchen sah und hörte man von all' diesen Dingen wenig oder nichts.

Es war dies ein sehr bescheidenes Zimmerchen in dem Hinterhause einer, nahe dem Bockenheimer Thore gelegenen Nebenstraße. Einfache aber reinliche Vorhänge verhüllten die beiden Fenster, die nach einem düsteren Höfchen gingen. In dem Stübchen herrschte daher Schweigen und Dämmerung, da weder der Lärm der Straße, noch das Licht des Tages eindringen konnten.

Und doch sah es recht nett in dem kleinen Gemache

aus: an den weiß getünchten Wänden hingen recht gute, wenn auch ältere Kupferstiche, die wie Erinnerungen aus besseren Zeiten in die trübe Gegenwart und ihre jetzt ärmliche Umgebung blickten. Ein reinliches Bett, ein Tisch, auf welchem Schreibmaterialien und Schriften lagen, wenige Stühle, ein Kleiderschrank, eine Kommode und ein Bücherbret mit einer kleinen sehr bescheidenen Bibliothek — aus einer alten Bibel, einem vergriffenen Gesangbuche und einigen juristischen Werken bestehend — bildeten die ganze Einrichtung. Alles aber zeigte von Ordnung, und diesen Eindruck machte auch der Blick in das kleine Nebenzimmer, dessen Thüre offen stand.

Was aber die Haupteigenthümlichkeit dieser kleinen Wohnung ausmachte, war . . . daß sie einem Lazareth en miniature glich; denn in jedem der beiden Zimmer stand ein Bett und in jedem dieser beiden Betten lag ein kranker Mensch: in dem einen eine alte Frau, in dem anderen ein junger hübscher Mann. Aber der junge Mann war bleich und seine Züge und seine Blicke verriethen Schmerzen und Sorgen zugleich. Sein Arm, der wohl gebrochen sein mußte, lag in festem Verband und hielt ihn regungslos; während ihn die nicht unbedeutenden Brandwunden, die er an seinem Körper trug — trotz der kühlenden Aufschläge — durch ihre Schmerzen peinigten und folterten.

Es war der junge Neuber, den hier — in Folge

des Sturzes bei dem unseligen Brande — das Schicksal auf dem Schmerzenslager gebannt hielt. Es war seine alte Mutter, die in dem Nebenzimmer lag, und die der Schreck bei dem Nachhausebringen des verwundeten, damals bewußtlosen Sohnes vollends niedergeworfen. Und beide hatten zu ihrer gegenseitigen Verpflegung nur eine alte halbtaube Magd.

Freilich kam Doktor Ehrmann — der auch bedeutende chirurgische Kenntnisse besaß — täglich, und zwar, — da ihn die hochherzige That des jungen Mannes mit Freude erfüllt — aus freien Stücken und unentgeldlich. Aber waren denn damit Neubers schwere Sorgen gehoben?

Der Advokat, bei dem er bisher gearbeitet, kümmerte sich jetzt — da Neuber arbeitsunfähig war und das Geschäft für den Moment ohnehin völlig stockte — nicht das geringste um den sonst so tüchtigen, jetzt so hülfsbedürftigen jungen Mann.

An eine Anstellung war in diesen Tagen und unter den obwaltenden Umständen natürlich gar nicht zu denken. Die wenigsten seiner Bekannten und Freunde wußten dabei etwas von seinem Unfall, da in der allgemeinen Noth die des Einzelnen verschwand und in dem fortwährenden Sturm der Begebenheiten und entlosen Durcheinander sich Jeder nur um sich selbst bekümmern konnte. Aber wenn auch seine Freunde etwas

von seiner bedrängten Lage gewußt, woher alsdann die Mittel zur Abhülfe nehmen? Hatte doch jeder Einzelne bereits sein letztes Stückchen Geld zur Befriedigung des Feindes, — zur Aufbringung der Contribution, — zur Rettung der Vaterstadt hergegeben.

So lasteten auf dem jungen Manne, neben seinen körperlichen Schmerzen, auch noch recht schwere Sorgen, und zu diesen gesellte sich der qualvolle Gedanke: jetzt wohl für immer von der Geliebten seines Herzens getrennt zu sein.

Ach! es waren recht, recht schwere Tage und Stunden, die über ihn gekommen, und Niemand brachte ihm Trost und Liebe entgegen; denn so schön auch die Handlungsweise Doktor Ehrmann's war, trösten und aufrichten konnte er nicht. Ja, es gehörte zu seinen Eigenheiten, seine Wohlthaten und edlen Handlungen in ein gewisses rauhes abstoßendes Wesen zu hüllen, fast als schäme er sich, etwas Gutes zu thun. Er kam regelmäßig — in der ersten Zeit sogar zweimal des Tages — verordnete, schrie der halbtauben Magd seine Verordnungen kurz und bündig in das Ohr und ging dann wieder . . . ohne ein weiteres Wort mit dem Patienten zu sprechen. Dagegen hatte er zu dem Apotheker gesagt:

„Die Rechnung des jungen Neuber zahl' ich!"

So lag der arme junge Mann vereinsamt und verlassen, niedergedrückt und von Schmerzen gebeugt. Phi-

losophie konnte ihn dabei nicht trösten, denn er wußte nichts von ihr; aber sein einfaches und schlichtes Wesen hatte sich doch auf einem guten Grunde aufgebaut: auf einem vernünftig religiösen Boden, . . . d. h. auf dem Vertrauen zu Gott und zu sich selbst.

„Der Geist, der über Alles wacht,“ — sagte er sich oft im Stillen — „der wird ja auch über dich wachen. Er, dessen Weisheit und Güte sich überall in so unsichtbaren Spuren offenbart, der läßt wohl auch nichts geschehen, davon das Ende seinen Geschöpfen nicht heilsam sei. In seiner Hand allein steht auch mein Schicksal; und wenn ich mich, durch meine Abweichungen von den unveränderlichen Vorschriften des Wahren und Guten, der glückseligen Wirkung seiner Fürsorge nicht unfähig mache, — wenn der Richter, den er in meine Brust gelegt, mich nicht verdammt, . . . so wird am Ende doch nichts von dem, was mir jetzt trüb und schwer und schmerzlich deucht . . . mir wahrhaft Schaden können.“

Und dann nahm er sich vor: geduldig auszuharren und — wenn er erst wieder wohl und die schlimme Kriegszeit vorüber sei — mit doppelter Kraft und mit doppeltem Muth an die Arbeit und an das ernstliche Bewerben um eine anständige Anstellung zu gehen. War alsdann die Geliebte seines Herzens noch frei, so blieb ihm ja immer noch Hoffnung.

Zur Zufriedenheit und Seelenruhe ist ein unentbehrliches Erforderniß: Hoffnung.

Wer hoffen kann, der verlängert seine Existenz nicht blos idealisch, sondern auch physisch; — wer hoffen kann, der erleichtert sich das Dasein nicht nur geistig . . . nein! . . . auch körperliche Schmerzen und Leiden vermag der hoffende Blick der Seele wenigstens zu mindern, und zwar beides, durch die Ruhe und Gleichmüthigkeit, welche die Hoffnung gewährt.

So war es denn auch hier. Nachdem der erste Schmerz in des jungen Mannes Seele ausgetobt, — die erste Verzweiflung sich durch eine edle, dem Tode trotzende That, Luft gemacht, und ein voraussichtlich langes Schmerzenslager zu ruhiger Prüfung und Ueberlegung geführt, ging an dem dunklen Lebenshimmel Neubers der Stern der Hoffnung allmälig wieder auf; und fielen bis jetzt seine Strahlen auch nur matt und kalt in sein gedrücktes Herz, so war diese Hoffnung doch eben der einzige Trost, der ihm verblieb. War es da ein Wunder, daß er sich an ihr aufzurichten suchte?

Und wunderbar! auch in einem anderen Herzen ging um jene Zeit ein Sternlein der Hoffnung unter und ein anderes auf.

Die Familie Löschhoff hatte sich in all' diesen sturm- und drangvollen Zeiten so ruhig als möglich verhalten. Lange schon durfte keines der Mädchen und Kinder das

Haus mehr verlassen, außer wenn die Glocken an Sonntagen zur Kirche riefen und dann Alle, den Meister und die Meisterin an der Spitze, feierlich und ernst zu dem Gotteshause wallten, um Herz und Seele zu stärken und zu erheben und Gott um Abhülfe aller Noth in diesen schweren Kriegszeiten anzuflehen.

Auch in das Wirthszimmer durfte — seit der militärischen Besetzung der Stadt — keines der Mädchen und Kinder mehr treten, und so war das Leben für Käthchen und Mina ein sehr stilles, zurückgezogenes, ja fast klösterliches geworden. Dabei machte der Ernst der Zeit auch noch Vater und Mutter ernster und strenger, und wies so, selbst die heiteren jugendfrischen Gemüther der beiden schwesterlichen Freundinnen, mehr und mehr auf sich selbst an.

Käthchen und Mina schlossen sich dadurch natürlich nur noch enger an einander an.

Nur selten brauchen wir in wichtigen besonderen Fällen Schutz und Unterstützung; aber in unzähligen Kleinigkeiten, deren Sorgenmomente sich zu Tagen und Wochen zusammenreihen, bedürfen wir unaufhörlich Theilnahme und das angenehme Bewußtsein einer . . . wenigstens stillschweigenden Uebereinkunft.

So war es auch hier . . . und in dieser Einsamkeit und in diesem Angewiesensein auf sich selbst, und bei diesen Zeiten voll Krieg und Gefahr und Unglück und

Sturm . . . ging eine eigenthümliche Wandlung in Käthchens Seele vor. Die verlorene Freiheit drückte schwer auf sie, während ein Gefühl der Hülfsbedürftigkeit — die Sehnsucht, Jemanden zu haben, an den sie sich persönlich noch näher, als an die Eltern, anlehnen könne — ihr Herz immer mächtiger erfüllte.

Es liegt ja in der weiblichen Brust ein tiefes, unaussprechliches Bedürfniß, sich an den stärkeren Mann anzuschmiegen, von ihm vertheidigt, geschützt und geleitet zu werden. Und ist denn dieses Bedürfniß nicht so innig mit dem Wesen des Weibes verwebt, so sehr in dem allgemeinen Uebergewichte von Kraft und männlicher Natur begründet, daß ihm jedes weibliche Herz sicher vertrauen und es zum Führer auf seinen Lebenspfade machen kann?

Käthchen war dies Gefühl früher noch nie gekommen; — — — jetzt in der Einsamkeit, in der klösterlichen Stille ihres Zimmerchens, in dem Kriegs- und Schicksalssturme fand sie sich von ihm gar manchmal überrascht. War sie bisher nur Kind gewesen, das an Vater und Mutter seinen Halt gefunden, so kam es ihr jetzt mehr und mehr zum Bewußtsein, daß sie doch eigentlich den Kinderschuhen bereits entwachsen, und da sie dies Gefühl mit ihrer schwesterlichen Freundin, Mina, theilte und beide sich oft genug in ihrer Einsamkeit darüber aussprachen, so gestaltete sie diese Erkenntniß

bald zu der Sehnsucht, auch nach Außen Anerkennung ihrer Selbstständigkeit und Jungfräulichkeit zu finden. Die enge Gefangenschaft, . . . die strengen und gemessenen Befehle der Eltern: jedem äußeren Treiben fern zu bleiben, deuchten beiden Mädchen peinlich, ihrem Alter nicht mehr angemessen . . . und . . . da ein weibliches Wesen nur als die Frau eines wackeren Mannes zu freierer Bewegung gelangen kann, so . . . beneideten sie jetzt manchmal im Stillen ältere Freundinnen, die bereits als glückliche Hausfrauen selbstständig in der Welt und am eigenen Herde standen.

Bei Mina sprach dabei das Herz noch nicht mit,... bei Käthchen aber . . .?

Bei dem lieblichen Töchterchen des ehrenfesten Zunftmeisters Löschhoff sah es allerdings wunderbar genug in dem Herzen aus: hier war es, wo ein schöner Hoffnungsstern im Erblassen und ein noch schönerer im Aufgehen begriffen war.

Die ersten mädchenhaften, fast noch kindlich spielenden Regungen der Liebe bewegten Käthchens Brust seit jener verhängnißvollen Parthie auf den Feldberg.

Zwei Eindrücke waren ihr dort geworden, die sie aus ihren Kinderträumen aufgerüttelt.

Der tiefere davon war unstreitig derjenige gewesen, den der hübsche, lebensfrische und lebenskräftige junge Mann auf sie gemacht, der damals ihren neuen Sonn-

tags-Hut gerettet und — mit so viel Kühnheit über Felsen und Gerölle kletternd — ihr mit wirklicher Lebensgefahr zurückgestellt.

Daß dieser Eindruck indeß mehr ein momentaner geblieben, lag in der Natur der Sache und der noch allzugeringen Lebenserfahrung eines Mädchenherzens begründet, das bis dahin unter dem Worte Liebe, . . . nur die Liebe zu Gott, den Eltern und seinen Geschwistern verstanden.

Neben dem jungen Neuber — dem kühnen Hutretter — führte ja damals das Schicksal auch Herrn Sinklair in Käthchens Nähe. Sinklair aber war eine schöne, feine Erscheinung, — ein Mann von ungewöhnlicher Gewandtheit und Liebenswürdigkeit, dem das Leben in der Welt und am Hofe, so wie seine höhere Bildung jenen Schliff gegeben, der — wenn er mit Geist und edlem Herzen verbunden ist — stets bezaubernd zurückwirkt.

Seine feinen Manieren, sein chevalleresques Wesen, die liebenswürdige Art seiner Unterhaltung drückten daher schon damals das Bild des jungen, bürgerlich-bescheidenen und steiferen Neubers zurück. Mehr und mehr aber noch mußte es erblassen, als bei dem späteren Wiedersehen Sinklair's, dessen weltmännische Freundlichkeit und Artigkeit gegen das hübsche Käthchen, die Ursache einer schönen und süßen Täuschung in dem

Herzen des Mädchens wurde. Was Sinklair nur Artigkeit, nur ein leichtes freundliches Spielen mit einem hübschen Frankfurter Bürgerskinde war, nahm das unbefangene und unerfahrene Mädchen . . . als . . . Liebe!

Sinklair dachte dabei nicht entfernt an eine solche Eroberung, und so kam es denn, daß ihm mit den ernsterwerdenden Zeiten — die auch ihn in sehr ernste, oft peinliche Geschäfte verwickelten — die Erinnerung an die Familie Löschhoff momentan ganz aus dem Gedächtniß kam. Auch der Landgraf von Hessen-Homburg wich mit seinem kleinen Hofe den Brutalitäten der siegreichen französischen Armee aus; und da Sinklair ihm folgte, auch bald hier, bald dort als Vermittler und diplomatischer Sendbote zu wirken hatte, so verlor er sich auch aus Käthchens Augen.

Anfangs grämte sich des ehrbaren Zunftmeisters Töchterlein gar sattsam über dies Verschwinden. Käthchen nahm ja diesen ersten Versuch ihres kindlichen Herzens „zu lieben“ . . . für „wirkliche Liebe;“ . . . dies erste leichte Tändeln Amor's für dessen, ihr noch unbekannte tyrannische Herrschaft.

Wohl nutzte denn auch Mina's vernünftiges Gegenreden — so lange diese Täuschung herrschte — nichts: Vernunft findet ja nur dann bei weiblichen Herzen Eingang, wenn eine ganz gesunde

Stimmung des Herzens vorhanden ist . . und die Stimmung in Käthchens Herzen war damals keine gesunde, weil sie eben die Basis der Vernunft verloren und eine eingebildete, keine naturwüchsige war.

Da griff plötzlich das Schicksal selbst ein und änderte mit einem Schlage die Lage der Dinge.

Die furchtbaren Begebenheiten der Belagerung und der Beschießung Frankfurts, des entsetzlichen Brandes in der Judengasse, der Uebergabe der Stadt an die Franzosen, der Contributions-Ausschreibung und Eintreibung . . . alles dies war wie im Sturme auf einander gefolgt. Käthchen hatte mit ihrer ganzen Familie während des Bombartements Tage und Nächte unter Todesangst im Keller des Hauses zugebracht . . . und, als sie endlich wieder an das Tageslicht kamen, stand ein großer Theil der Stadt noch in Flammen

Welchen entsetzlich aufregenden Eindruck diese Erlebnisse auf ein Mädchen von Käthchens Alter machen mußten, ist leicht zu begreifen!

Angst und Schrecken waren schon an und für sich groß genug, und nun malte sich die aufgeregte Phantasie der Mädchen auch noch die nächste Zukunft mit den schwärzesten Farben aus: Käthchen und Mina sahen schon die ganze Stadt in Feuer und Flammen, den Vater als Geißel, die Mutter todt, die Stadt der Plünderung der Feinde Preis gegeben und sich in den Ar-

men bärtiger Franzosen, die sie, als Gefangene . . . Gott weiß wohin . . . mitschleppten!

In dieser entsetzlichen Aufregung brachte plötzlich Doktor Ehrmann — die Meisterin war bei der Ueberanstrengung leicht erkrankt — die Nachricht, daß das Feuer in der Judengasse und deren Umgebung gelöscht sei. Alles jubelte; . . . aber Staunen, Bewunderung, Schreck und tiefes Bedauern erfaßte die ganze Familie, als sie nun auch noch von Doktor Ehrmann erfuhr, wie kühn und edel sich ihr gemeinsamer Bekannter, der junge Neuber, bei dem Löschen des Feuers und der Rettung jener unglücklichen Mutter und ihrer Kinder benommen; . . . wie er aber auch seine Kühnheit und Menschenfreundlichkeit fast mit dem Leben gebüßt.

Käthchen war bei dem kurzen und lakonischen Berichte Ehrmann's unwillkürlich blaß wie der Tod geworden. Sie sprach kein Wort . . . aber es war ihr, als habe sie die Posaunen des jüngsten Gerichtes gehört; . . . wußte sie doch, durch Mina und durch ihr eigenes Gefühl, daß Neuber sie liebe . . . und diesen braven, diesen muthigen, diesen thatkräftigen, kühnen jungen Mann . . . hatte sie von sich gestoßen!

Von diesem Augenblicke an ging aber auch eine vollständige Umänderung in ihrem Inneren vor. Sinklairs Bild war mit einemmale völlig erblaßt. Ihre Neigung zu ihm stellte sich ihr jetzt selbst wie ein leichtes necki-

sches Spiel dar; wogegen sie nur mit hoher Achtung und mit dem aufrichtigsten und tiefsten Mitgefühl an Neuber denken konnte.

O! sie dachte noch mehr! . . . was aber *sie* glücklicherweise nicht aussprechen mußte, da es Mina that… und Mina sprach jetzt — freilich mit ganz eigenthümlichen Blicken auf ihre Freundin — mit wirklicher Begeisterung von dem kühnen jungen Neuber, und wie das ein Mann sei, dem ein Mädchen mit Stolz und Zuversicht sein Leben anvertrauen könne.

Käthchen bückte sich alsdann wohl feuerroth über ihre Arbeit; aber sie widersprach ihrer Freundin nicht mehr… sie fand sogar jetzt Vieles, was diese sagte, *wahr und sehr vernünftig*.

Bei Frauen und Mädchen sind Verstand und Herz fast eines und dasselbe; oder, besser gesagt, das Herz ist das Organ für die Offenbarungen des Verstandes.

Die schönsten Eingebungen des Verstandes — sagt Ehrenberg — werden beim weiblichen Geschlechte nur durch das Herz vernommen, und gelangen nur in sofern in ihrer Kraft und Wahrheit zum Leben, als sie sich in dem Herzen ungetrübt abspiegeln, und dieses sie mit reiner Empfänglichkeit aufnehmen kann. Ist aber das Herz verstimmt, sind seine Forderungen zu beschränkt oder überspannt, einseitig oder ausschweifend: so kann überall auch nur Verstimmtes oder Verschrobenes, Beschränktes

oder Ueberspanntes, Einseitiges oder Ausschweifendes zum Vorschein kommen.

Groß und selig wird das Weib nur durch sein Herz.

Und wunderbar! . . . eine schmerzliche Seligkeit ging Käthchen jetzt in ihrem stillen Kämmerlein bei dem Gedanken an Neuber auf. Sie wußte ja, daß er sie liebe . . . und . . . dieser Gedanke, o Gott! mit welcher Freudigkeit erfaßte er sie jetzt . . . freilich auch mit welcher Angst, mit welcher Sorge, mit welchem Schmerz. Wie gerne wäre sie jetzt an sein Schmerzenslager geeilt, — wie gerne hätte sie den edlen jungen Mann jetzt in seinem Unglücke gehegt und gepflegt. Davon aber konnte keine Rede sein. Die Eltern durften ja kein Wort davon wissen, und es war nur ein Glück für Käthchen, daß sie sich wenigstens gegen Mina aussprechen, an der Brust der schwesterlichen Freundin manchmal ausweinen konnte.

Weinen! . . . ja weinen! . . . denn er litt ja . . . und sie konnte ihn nicht pflegen! . . . Er liebte sie, und . . . wußte in seiner Einsamkeit und Verlassenheit nicht . . . daß er wieder geliebt wurde!

Denn was Käthchen jetzt für Neuber im Herzen trug . . . das! das! war die rechte Liebe! Mit wunderbar beseligender Kraft fühlte es das Mädchen

selbst und gestand es in einer glühenden Umarmung ihrer treuen schwesterlichen Freundin.

Die holde Blume der Liebe hatte sich mit einemmale reich und voll entfaltet. O! jetzt erst wußte des ehrsamen Zunftmeisters Töchterlein, was Liebe sei! Jetzt wußte sie: das Liebe kein tändelndes Spiel: daß sie unbegrenzte Hingabe, Vernichtung seiner Selbst und Wiedergeburt in einem Anderen sei: durch ihn leben, durch ihn empfinden, ... für ihn leben, für ihn empfinden!

Ach! .... wenn er es nur gewußt! ... wenn sich nur nicht das Bild der Eltern so ernst zwischen ihn und sie gestellt hätte! — — —

Geistiges Leben.

Glücklichere Tage, wie diejenigin waren, die Hölderlin jetzt in Cassel verlebte, hatte er noch nicht gesehen. Ein höheres, edleres seligeres Verhältniß, wie seines zu Diotima, konnte es für einen Sterblichen nicht geben. Selbst des kühnsten Dichters himmelanstrebende Phantasie wäre unvermögend gewesen, ein höheres Glück zu träumen . . . ein Glück, dessen unermeßliche Seligkeit gerade in seiner Reinheit lag.

Und zu dem allen gesellte sich noch die Bekanntschaft, die Hölderlin mit mehreren ausgezeichneten Künstlern machte, zumal mit dem damals so berühmten Heinse, mit dem er köstliche Stunden in der Gemäldegallerie und unter den Antiken des Museums verlebte.

Auch von anderer Seite sollte ihm eine große Freude werden.

Hegel hatte ein Gedicht unter der Ueberschrift „Eleusis“ an ihn gerichtet. Die Rollen sind hier gewechselt, der Philosoph erscheint als Poet und redet den

Dichter als einen Jünger der Weisheit an, er erinnert ihn an den alten Bund:

„Der freien Wahrheit nur zu leben,
Frieden mit der Satzung,
Die Meinung und Empfindung regelt, nie, nie einzugehn!“

Nachdem er sich sofort in der Hoffnung des Wiedersehens ergangen hat, wendet sich seine Phantasie von dem Freunde zu der Anschauung der geheimnißvollen unendlichen Natur, die ihn umgiebt; — zu der Erinnerung an die Weisen der Vorwelt, die das Räthsel zu lösen suchten, ohne das, was sie fanden, öffentlich Preis zu geben; — zu der Klage über die, welche jetzt nur nach Worten graben und statt der wahren Weisheit Staub und Asche erhaschen, einer Klage, die ja, wie alle diese Ideen, in Hölderlin's Seele ihren Wiederhall fand. Auch mit Schiller blieb Hölderlin in brieflicher Verbindung: der jüngere Dichter schickte dem älteren einige Gedichte, die zwar für den Musenalmanach von 1797 zu spät kamen, ihm aber eine freundliche Antwort von Schiller eintrugen.

Freilich blieb dabei Diotima immer die Sonne des Tages; aber Tage und Stunden wurden noch schöner, noch geistig gehobener, wenn andere Sterne neben ihr aufgehen, und ihre Schönheit, den Glanz ihres Geistes beleben durften. Einer so fein gebildeten, so für alles Große und Schöne begeisterten Dame, wie Madame

Gontard-Börkenstein, konnte ein Mann, wie Heinse — dessen Genialität damals viel von sich sprechen machte — nicht gleichgültig bleiben. Sie, die in ihrer Reinheit so hoch dastand, konnte freilich die Apotheose der Sinnlichkeit, die von ihm ausging, nur verwerflich finden; desto mehr aber mußte sie sein mit feuriger Phantasie und geistreicher Auffassungsgabe ausgerüstetes Talent anerkennen. Heinse, der Freund Wieland's, Gleim's, Jakobi's, — der Mann, der nach Italien gegangen, um dort selbst die großen Kunstwerke aller Zeiten kennen zu lernen, — der Tasso, Ariost übertragen, — der es verstand, die Schilderungen der Lokalitäten und Denkmäler Italiens mit einem so glühenden Schmelze, mit einer solchen Lebendigkeit und Anschaulichkeit auszuführen, wie es noch Keinem vor ihm gelungen, . . . konnte ja nicht ohne hohes Interesse für Diejenige bleiben, der — wie ihrem edlen Freunde Hölderlin — vollendete Schönheit der höchste Begriff war.

In seine Werke freilich hatte sie nur flüchtig geblickt und sie dann zurückgelegt. Die Auffassung der Schönheit stieß sie hier, als zu derb sinnlich, entschieden zurück. Dafür achtete sie jetzt, bei persönlichem Bekanntwerden, seinen feinen Kunstsinn um so höher, und so war es denn auch dieser, dem Heinse das Glück zu verdanken hatte, zeitweise in Hölderlin's Gesellschaft bei Madame Gontard eingeführt zu werden.

Dann kam wohl zumeist daß Gespräch auf die Kunst. Heinse und Hölderlin konnten sich hier entflammen, ... ersterer aus eigener Anschauung, der Andere in idealer Verehrung. Bitter aber wurden Beide, wenn von dem verkehrten oder affectirten Kunstsinn die Rede war, den die Reichen und sogenannten Vornehmen unserer Tage oft an den Tag legen.

In solcher Stimmung rief Hölderlin einst:

„Was ist denn ihr Kunstsinn? Sie haben die Säulen nnd Statüen weggeschleift und an einander verkauft; haben die edlen Gestalten nicht wenig geschätzt;... aber warum denn?... der Seltenheit wegen und... des hohen Preises, wie man Papageien und Affen schätzt!"

„Gar viele Menschen haben eben leider keinen richtigen Begriff für das Schöne!" — sagte mit mildem Lächeln Madame Gontard.

„Und warum mangelt ihnen der Geist, der Begriff des Schönen?" — fuhr Hölderlin fort — „weil er nicht gekauft und heimgeschleppt werden kann!"

„Darum auch so viele verkehrte Urtheile über Kunstwerke!" — fiel hier Heinse ein. — „Ueber ein Kunstwerk sollte überhaupt nur Derjenige richten wollen, der die Natur durch und durch kennt, die vorgestellt ist, und der zugleich die Schranken der Kunst zu bemessen weiß. Selbst der größte Maler, der immer auf festem Lande

lebte, kann über kein Seestück urtheilen . . . und" — setzte er, freilich ohne es auszusprechen, in Gedanken hinzu — „der erste beste Sultan, der liebt, und noch Kraft in den Adern hat, darf eher von einer nackten Venus sprechen, als irgend ein kunstgelehrter Schwächling, dem unsere überfeinerten und überzuckerten Sitten und Gebräuche nie den Anblick einer nackten Schönheit gönnten."

„Aber der Geschmack kömmt nicht von selbst!" — meinte die junge Frau.

„Wahr!" — sagte Heinse. — „Man muß vor allen Dingen erst wissen, was Kunst ist, und den Vorrath der Kunstwerke mit naturerfahrenem Sinn geprüft haben."

„Und dann" — fiel Hölderlin ein — „muß man mehr als ein Werk und viel von einem Meister gesehen haben, ehe man ihn nur recht kennen lernt."

„So geht es auch mit den Menschen!" — versetzte Madame Gontard — „die trefflichen muß man studiren. Es ist nichts thörichter, als einen wichtigen Mann, eine bedeutende Frau gleich bei dem ersten Besuche und Gespräche weg haben zu wollen."

„Und dann" — fuhr Heinse fort — „kein Mensch kann einen Theil vollkommen verstehen, ohne vorher einen Begriff von dem Ganzen zu haben, und so wieder umgekehrt. Jedes einzelne Gemälde z. B. macht einen Theil der gesammten Malerei aus, wie sie gegenwärtig

besteht. Man muß daher wenigstens ihr Bestes überhaupt kennen lernen, ehe man dem Einzelnen seinen Rang anweisen will."

„Und das haben Sie in Italien treulich gethan!" — sagte hier mit der ihr eigenen Grazie die schöne hohe Frau.

„Ja!" — versetzte Heinse, und seine Augen leuchteten bei der Erinnerung an jene ihm unvergeßliche Zeit. — „Ja! ich beschäftigte mich tüchtig mit den ersten Werken der bildenden Kunst, der alten und der neuen. O! es war herrlich!" — — — allein hätte er hinzusetzen dürfen — „das Leben triumphirte doch noch bei mir über alles Andere!"

„Wollen Sie uns nicht etwas von jenen schönen Tagen mittheilen?" — frug die Dame freundlich.

Heinse ging gerne darauf ein. Thee wurde gereicht und der Dichter erzählte:

„Der October ist in Rom wie Wetter aus dem Paradiese; jeder Tag heiter, und ein Fest schon an und für sich. Ich hatte mich auf eine Woche in den Vatican eingesperrt, und genoß Götterlust. Ich wohnte oben im Belvedere bei dem Manne, der die Antiken in seiner Verwahrung hat; und die Aussicht von meinem Zimmer war bezaubernd. Rom lag still da, wie ein friedlich Ueberbleibsel von der Herrschaft der Welt; wie ein junger Sproß stieg es hervor aus dem uralten hohlen

Stamme der ehemals erhabenen ungeheuren Eiche. Voran grünte das fruchtbare lange und breite Thal, durch das die Tyber strömt, zwischen reizenden Hügeln, die schöne Villas begrenzen; und in grauem Duft und blauer Ferne lagerten sich die Gebirge von Sabina, Tiboli und Frascati majestätisch herum."

„Alles dies war göttlich! aber nun gar die Kunst!"

„Die Nachwelt hat die größten Meisterstücke der Malerei dem wilden und kühnen Papst Julius zu verdanken; und es ist ein seltenes Glück, daß der Heftige einen so scharfen und sichern Blick für das Wesentliche hatte, und sich durch kein Gepränge oder Höflingsgeschwätz täuschen und irre führen ließ. Er erkannte das wahre Talent, und verachtete dagegen allen Modekram. Die berühmtesten Künstler damaliger Zeit hatten schon in den Stanzen die Wände mit allerlei Larven bemalt, woran vielleicht nach ihren Regeln nichts auszusetzen war: als Bramante den Raphael von siebzehn Jahren herbeibrachte, daß auch er in einem Zimmer sich versuchen möchte. Die alten Meister lächelten höhnisch, und spotteten unter sich über die Unerfahrenheit des Knaben. Der hohe Jüngling ließ sich indeß nicht stören, und entwarf in seiner Phantasie, dem Schauplatz angemessen, vier Bilder: von der Theologie, der Philosophie, Poesie und Gerechtigkeit, und legte gleich im ersten Feuer Hand an die Theologie."

„Die Philosophie war noch nicht ganz vollendet, als Julius von der Wahrheit und dem Reiz der Gemälde so entzückt wurde, daß er auf der Stelle befahl, alles, was die andern gemacht hatten, wieder herunter zu schlagen: dieser junge Mensch sollte die Zimmer allein ausmalen. Die alten Herrn schrien über Tyrannei und Unverstand: aber Welt und Nachwelt hat diesen harten Ausspruch gerechtfertigt."

„Ein solcher Schutz der Kunst macht Ehre!" — sagte hier Frau Gontard-Borkenstein.

„Gewiß!" — fuhr Heinse fort — „und keine Millionen, die man an Stümper und ein buntes Gemisch von Kunstsachen verschwendet, indeß der eigentliche Mann bei seiner Bescheidenheit entweder verborgen bleibt und darbt, oder doch nur als ein gewöhnlicher Taglöhner sein Stück Arbeit nebenher durch irgend eines Vernünftigen Empfehlungen von ohngefähr bekömmt."

„Und jenes Zimmer?" — frug die Dame.

„Dieses Zimmer war seine erste Arbeit zu Rom; es bleibt aber doch das vorzüglichste wegen der Menge und dem Adel der Gestalten. Seele und Auge jedes verständigen und in der Welt erfahrnen Menschen müssen sich so recht daran wie an süßem Kern weiden. Ueberall blickt da und dort eine himmlische Blume hervor, und je tiefer man sich mit seinem Stachel hineingräbt, desto nahrhafteren Honig findet man. So hat

mich spät noch erfreut sein Evangelist Johannes in der Theologie, neben dem David, welcher vor der Menge größerer Figuren einem erst nach und nach mit seinem süßen Lächeln und halbzugedrückten innigseligen Blick aus seiner Engelsschönheit in's Herz blitzt. Das blonde Haar wallt ihm reizend nieder auf die Schultern, und er scheint einen Liebesbrief zu schreiben."

„Raphael ist eben lauter Herz und Empfindung, und eine Quelle von Leben und Schönheit!" — meinte Hölderlin.

„Das ist er!" — fuhr Heinse fort — „edel und liebenswürdig und bereit, von seiner Fülle mitzutheilen für jedermann, hat er die Gunst und Bewunderung des Kernes der Menschheit erhalten. Uebrigens erkennt man im Vatican, daß er mit den vorzüglichsten Personen seines Zeitalters umging; und ihre Gestalten, Mienen und Geberden, Stellungen und Bewegungen, und den Reiz in den Gewändern seiner Kunst eigen machte. Welche Meisterstücke Archimed, Aristoteles, Plato, Pythagoras! seine Theologen und Kirchenlehrer! Um sie zu fassen, dazu gehört gewiß ein verliebter Umgang mit großen Männern. Sappho, Laura, die drei Musen neben dem Apollo im Parnaß, Pindar, Horaz, welche Gestalten? Und wieder welch ein unschuldiges, unbehülfliches und doch unbesorgtes Wesen in seinen Kindern, zum Beispiel im Burgbrande!"

„O! welch ein Göttergenuß muß es doch sein, Rom zu sehen!“ — rief hier entzückt die junge Frau.

„Wer Rom in seinen Ruinen und seiner Versunkenheit ganz fühlen wollte,“ — fuhr Heinse fort — „müßte ein neuer und doppelt und dreifach großer Marius auf den zerstörten und zerfallenen Kaiserpalästen des Monte Palatino sitzen. Kein Mensch auf dem heutigen Erdboden vermag dies; alles ist dagegen zu klein, was herkömmt und was da ist. Meine Thränen fielen auf die heilige Asche der Helden, und ich schauderte zusammen in der Unwürdigkeit, wozu mich das Schicksal verdammt. Welch ein Glück, bei seiner Geburt in ein Rom zu den Zeiten der Scipionen auf die Welt geworfen zu werden! aber dies kann Niemand mehr begegnen.“

„Und die Gegend?“ — frug die junge Frau.

„Wer sich eine Idee von der Römischen Gegend machen will, muß sie an einem heitern Morgen oder Abend auf dem Thurme von Kapitol sehen. Weit, voll großer reiner Gegenstände ein entzückend Stück Welt ist sie; schöne Hügel, fruchtbare Flächen, ferne Ketten kühler Gebirge, und das unermeßliche Meer in der Nähe zum leichten Ausflug zu allen Nationen. Und wie stolz und königlich nun Rom in der Mitte liegt auf seinen freundlichen mannigfaltigen Höhen, an der Schlangenwindung des Tyberstroms, als stark anziehender Vereinigungspunkt! Zeigen Sie mir eine andere Stadt in der Welt,

im herrlichen Europa, von wo aus man dasselbe, und Afrika und Asien so bequem beherrschen könnte, gerade im mildesten menschlichsten Klima zwischen Hitze und Kälte!"

„Wie mußte dies Rom in den alten großen Zeiten schon dadurch auf den Menschen zurückwirken!" — rief Hölderlin.

„Es kann nicht fehlen," — sagte Heinse — „jede Gegend stimmt mit der Zeit die Seelen der Einwohner nach sich. Rom ist weit, glänzend und groß in prächtigen Fernen, schön in der Nähe; still auf seinen begrenzten Hügeln, und einsam zum Genuß und Nachdenken: und so die Römer von jeher, was die Form betrifft, und . . . sie werdens bleiben. Jetzt geben ihnen ihre eigenen Ruinen etwas Zerstörtes; sie liegen wie diese im Staub."

„Und haben Sie diese herrliche Gegend recht durchforscht?"

„Gewiß. Ich ritt schon die ersten Tage in den Gebirgen herum zu Tivoli, Palestrina, Frascati und Albano; später an der See herum zu Nettuno, Ostia, Civitavecchia. Wie ein Hannibal suchte ich es einzunehmen, das unbändige Rom: aber es wollte mir, wie ihm, nicht gelingen. Alsdann habe ich es wieder von seinen Höhen betrachtet: und zuletzt stürzte ich mich hinein in seine Tiefen. Meine Seele konnte wegen der

vorigen Stürme noch keine rechte Ruhe finden und dies trieb mich oft nach kurzem Schlummer vom Lager auf."

„Und welchen Eindruck machte das Coliseum auf Sie?" — frug hier Hölderlin, den die Sehnsucht nach dem göttlichen Lande fast wehmüthig stimmte.

„Schon an einem der ersten Morgenden kletterte ich in ihm herum. Es liegt auf dem herrlichsten Platze, den man sich denken kann; gerad in der Mitte des alten Roms, in dem Thale zwischen den drei Hügeln Palatino, Celio und Esquillino und war der bequemste Freudenort für alle Einwohner. Es ist rührend und schrecklich zugleich, wie einige Zwergenkel der heroischen Urväter und die Barbaren an den erhabenen, in schöner Form erbauten Massen genagt und zerstört haben, und sie doch nicht zu Grund richten konnten. Die eine Hälfte der äußern Einfassung ist weggetragen, und aus den geraubten Trümmern sind die stolzesten Paläste der neuern Welt aufgeführt; die andere steht noch: ein weiter Kreis in hoher grauer Majestät mit lauter Quaderstücken von Felsen und dreifachen festen Säulen über einander. Die Zusammenfügungen von Stein auf Stein hat das Maulwurfsgeschlecht überall durchlöchert, um die metallnen Pflöcke herauszuholen."

„Gras und Kraut und Gesträuch, mit Lorbeerstauden untermischt, grünt und blüht überall, wie auf einem

Anger von fruchtbarem Boden, — und das Oval der Arena ist eine vollkommne Wiese.“

„O große versunkene Zeit!“ — rief Hölderlin schmerzlich — „eine solche Gestalt hat jetzt das ehemalige Wunder der Welt, das achtzigtausend Zuschauer faßte!“

„Ja! eine solche Gestalt!“ — wiederholte Heinse — „und ringsum trauern der Esquillino und Palatino und Celio mit ihren zerfallnen Tempeln, Bädern, Wasserleitungen und niedern Gewölben! Das Herz blutete mir und jauchzte doch! . . . Oben, durch Ruinen und Gesträuch, winkte mir, ewig jung und unversehrbar, die Pyramide des Cestius von fern in blauer Luft, und ich konnte nicht erwarten dahin zu gelangen; strich an dem halb eingefallnen Septizonium des Severus vorbei durch die Niederlagen des Circus Maximus, zwischen den Aventinischen und Palatinischen Bergen nach dem Tyberstrom zu, und daran fort, bis ich der reinen schroffen Felsenspitze immer näher kam. Ach, wie alle die Herrlichkeit so verwüstet liegt! und doch sind die Ueberbleibsel der Verwüstung nur klein gegen das, was stand: vom Circus Flaminius, Agonalis, Florealis, Vaticanus, — von denen des Salust und Nero ist keine Spur mehr zu finden. Und . . . was waren die Gebäude selbst in ihrer Vollkommenheit gegen das ungeheure Leben darin! Die Phantasie des Menschen mit ihrer Götterkraft scheut sich, zurück zu blicken, wenn sie sich eine Vorstellung

machen soll, wie nach dem Siege des Metellus in Sicilien über Karthago hundert und zwei und vierzig Elephanten auf einmal kämpften und erlegt wurden; und von hundert Löwen unter dem Sylla es bis auf sechshundert unter dem Pompejus kam. Unter den Kaisern vollends folgte hierin eine Ausschweifung auf die andere. Trajan gab nach dem dacischen Kriege und dem Tode des Decebalus hundert und drei und zwanzig Tage lang dergleichen Schauspiele, wo zuweilen bis auf zehntausend zahme und wilde Thiere und unzählbare Gladiatoren kämpften; und Kommodus brachte nach dem Lampridius hundert Elephanten mit eigner Hand um."

„Was sind wir dagegen, denen die Vorstellungen des Sophokles und Euripides zu grausam vorkommen?"

„Wir beziehen eben alles, wie natürlich, auf uns selbst," — sagte hier die Dame — „und messen es mit dem Maße unserer Verhältnisse!"

„Es ist wohl wahr, der Mensch bezieht alles auf sich selbst" — fuhr Heinse fort — „und also auch die Werke der Kunst; sein Gefühl ist wie sein Charakter. Ein Miltiades, Themistokles, ein Sylla und Cäsar können bei Gegenständen Vergnügen empfinden, die bei einem Schwachen Abscheu erregen und ihn martern, weil er nicht die große starke Selbstständigkeit hat, die Leiden anderer außer sich zu fühlen, ihre Natur und Eigen-

schaften wie jene mit ihren Kräften zu ergründen und zu erkennen, die Sphäre seines Geistes dabei zu erweitern, und zugleich über alles dies empor zu ragen, ohne sich als Theil damit zu vermischen und selbst zu leiden. Griechen und Römer vergnügte vieles, wovor wir frommen moralischen Seelen Abscheu haben."

„Und daß es so ist, dafür sei dem Himmel Dank!" — sagte mit schöner Erhabenheit Madame Gontard-Borkenstein. — „Gott behüte und bewahre uns vor einer *solchen* Größe. Der Mensch ist ein Gott ... so bald er *Mensch* ist. Und ist er ein Gott, so ist er schön."

„Sie haben recht, edle Frau!" — rief hier Hölderlin — „aber wie selten finden wir in unseren Zeiten wahre, ächte, selig schöne Menschen!"

„Wir finden sie vielleicht nur darum so wenig" — versetzte die junge Frau — „weil wir sie zu wenig suchen und zu wenig Gelegenheit haben, das Innere der Menschen zu durchschauen."

„Darf ich offen sein?" — frug hier Heinse.

„Sein Sie es immer!"

„Nun denn, so muß ich gestehen, daß mich die Menschen unserer Tage zumeist jammern ... zumal wenn ich sie mit den Alten vergleiche; ... so sehr jammern, daß mir der Widersinn ihrer Sitten wie eine Kinderposse vorkommt."

„Müssen Sie sich aber auf solche Weise nicht unglücklich unter den Menschen fühlen? Wer in der Welt lebt, enthebt sich nie ungestraft ihren Formen und Bräuchen.“

Heinse lächelte, dann sagte er mit einem Anfluge von Stolz: — „da ich von Natur über all' die eingeführten Formen und Bräuche hinaus bin, so spiele ich mit allen, und lege sie an und ziehe sie aus, wie Fastnachtskleider. Muß es einem denn nicht wirklich — wenn man unter den Menschen und namentlich den sogenannten Gebildeten umhergeht — hie und da zu Muthe sein, als hätte sich die Menschennatur in die Mannigfaltigkeit des Thierreiches aufgelöst? Namentlich was die Männer betrifft.“

„Ach ja!“ — seufzte Hölderlin — „manche Thiere heulen, wenn sie Musik hören . . . unsere „gebildeten“ Landsleute hingegen lachen und spotten, wenn von Geistesschönheit die Rede ist und . . . von Tugend und Größe des Herzens.“

„So ist es!“ — rief Heinse sarkastisch. — „Die Wölfe laufen davon, wenn einer Feuer schlägt . . . und . . . wenn unsere feinen Herren einen Funken Vernunft aufblitzen sehen, so kehren sie, wie Diebe, den Rücken und machen sich davon.“

Frau Gontard-Borkenstein konnte sich eines feinen,

zustimmenden Lächelns nicht erwehren; obgleich sie darauf bestand, daß es Ausnahmen gebe.

„Aber nicht viele!“ — meinte Hölderlin. — „Ich habe den Beweis dafür in Händen. Wenn ich mir einmal in der sogenannten „guten Gesellschaft“ unter sogenannten „gebildeten Herrn“ beikommen ließ, von dem alten Griechenland ein warmes Wort zu reden, . . . so gähnte man sofort, und meinte: man hätte doch auch in der jetzigen Zeit zu leben; und der gute Geschmack — sie dachten an den ihren — sei noch immer nicht verloren gegangen.“

Madame Gontard-Borkenstein läugnete dies nicht; kämpfte indeß auch mit Recht gegen die oft allzuscharf hervortretende Einseitigkeit der Gelehrten und ihre allzugroße Vorliebe für das Alterthum an. Die schöne junge Frau vertheidigte dabei mit Geist das Rechte und das Gute der Gegenwart.

Hölderlin und Heinse aber blieben auf dem Boden des Idealismus und ersterer rief am Schlusse des Gespräches fast schmerzlich:

„Wahrlich! ein Gott ist der Mensch, wenn er selig begeistert, wenn er dichtend träumt! — — ein Bettler, wenn er nur kalt nachdenkt und berechnet — — und — — wenn die Begeisterung hin ist, steht er da, wie ein mißrathener Sohn, den der Vater aus dem Hause

stieß, und der nun die ärmlichen Pfennige betrachtet, die ihm das Mitleid auf den Weg gab!"

Als Heinse weggegangen war, blieb Hölderlin noch längere Zeit im Gespräche mit Derjenigen, unter der er jetzt nur noch, in reiner heiliger Anbetung, seine „Diotima" — die Heldin seines „Hyperion" — sah. Die Opferflamme seines Herzens schlug hoch empor.

Sie — die hohe, edle Frau — mahnte mit ihrer wunderbar schönen Ruhe, die doch so voll Wärme für alles Edle, Schöne und Erhabene war, an ein vernünftiges Festhalten an Welt, Zeit, Sitte und Brauch. Hölderlin aber rief:

„O! ich brauche ja die Götter und die Menschen nicht mehr! Ich weiß, der Himmel ist ausgestorben, entvölkert, und die Erde, die einst überfloß von schönem menschlichem Leben, ist für mich fast nur noch wie ein Ameisenhaufen geworden: schaffende Thätigkeit ... ohne Geist, ohne Schönheit, ohne jeden höheren Aufschwung. Aber noch giebt es eine Stelle, wo der alte Himmel und die alte Erde mir lacht; ... denn ... alle Götter des Himmels und alle göttlichen Menschen der Erde vergeß' ich ... wenn ich Diotima sehe!"

Ein seliges Lächeln umspielte die Züge der schönen Frau; ... aber es war das Lächeln einer Juno: voll Liebreiz und doch auch voll unendlicher Hoheit.

„So danken Sie den Göttern!" — sagte sie mit

ihrer seelenvollen Stimme — „daß sie Ihnen das Geschenk einer so reichen Phantasie gaben, die Sie mit dem Bilde einer Diotima so hoch beglücken kann. Auch ich danke denselben für mein stilles Glück. Hüten wir uns nur beide, die Bilder unseres glücklichen Traumes mit rauher Hand in das Leben ziehen zu wollen. Wir würden schmerzlich erwachen ... und ... der schöne Traum wäre auf ewig vorüber."

„Ein Todesurtheil und eine Seligsprechung in einem Hauche!" — rief Hölderlin schmerzlich und Thränen traten in seine Augen. — „In welcher Lage finde ich mich? Was ich verloren wähnte, hab' ich gefunden... aber... wie ein Schatten entflieht es unter den fassenden Händen; ... wonach ich schmachtete, als wär' es aus der Welt verschwunden, das ist vor mir ... aber wenn ich überglücklich zu seinen Füßen sinken will, ... zerfließt es in rosigem Lichte! O Diotima! Diotima! ein Blick auf Dich, und ich fühle: noch ist die Quelle ewiger Schönheit nicht versiegt ... aber ... ich weiß auch, daß, ... wer selig werden und das ewig Schöne, das ewig Göttliche schauen will ... sterben muß!"

„Was rein geistig ist, stirbt nicht!"

„Wer so erhaben wäre über alles Menschliche, wie Diotima!"

„Wer hat denn Diotima über den Staub der Ge-

wöhnlichkeit emporgehoben, in die Regionen eines seligen geistigen Seins?"

„Sie selbst that es, aus der Fülle ihrer geistigen Kraft."

„O so neiden Sie sich und ihr den Himmel eines reinen und unschuldigen Glückes nicht."

„Gewiß nicht! so wenig, als ich mich selbst aus meinem Himmel stürzen will. Diotima ist mir Alles!"

„Alles?" . . . rief mit seligen Blicken die schöne hohe Frau — „und die Menschheit, die Sie doch am Ende einzig lieben?"

„Die Menschheit?!" — rief der junge Mann glühend und in schöner Begeisterung. — „Ich wünschte, die Menschheit machte Diotima zu ihrem Losungsworte, malte Diotima's Bild in ihr Panier und spräche: heute soll das Göttliche siegen! Engel des Himmels! das müßte ein Tag sein!"

Die junge Frau erglühte tief; der Blick ihres Auges war voll Glanz, Seligkeit, Ruhe und Majestät, wie jener der aufgehenden Sonne. Tausend Himmel lagen in ihm, . . . aber vor jedem wachte ein göttlicher Cherub.

„Lassen Sie uns für heute scheiden!" — sagte sie dabei mit süß zitternder Stimme — „und nur dem Himmel unsere Verklärung zeigen! Mir darf die Ihre nicht so nahe sein."

Hölderlin erbebte. Schauer der Wonne und des Schmerzes überriefelten ihn; . . . aber . . . er gehorchte.

„Ich gehe!“ — sagte er leise. — „Aber dem Abendstern — dem verschwiegenen Hesperus — sende ich, wenn er sich still erhebt, meine Grüße an Diotima. Wird ihm Diotima auch die ihren senden?“

„Sie wird es!“ — entgegnete die junge Frau bewegt.

„Nun!“ — rief Hölderlin glücklich — „dann werden die Lichtstrahlen aus den Augen zweier Glücklicher sich dort selig umarmen!“

Und der junge Mann verbeugte sich leise und verschwand in der Thüre.

Und in zwei Menschenherzen lag: Stille des Lebens, Götterruhe, . . . himmlische, wunderbare Freude.

Ein Fest des Friedens und der Liebe.

Der Anblick und das Studium eines bedeutenden Mannes ist doch immer ganz anderer Natur, als die Stimmung, in die uns das Anschauen, selbst des vollkommensten Kunstwerkes versetzt. Das Interessanteste für den Menschen bleibt ewig . . . der Mensch selbst.

Ein bedeutender Mensch, — ein Mensch von segensvollem Einfluß auf Mit- und Nachwelt, kann aber der Mann in jedem Stande werden: der Kaufmann so gut, als der Künstler, der Gelehrte, der Held und der Staatsmann. Auch bescheidene bürgerliche Tugenden können uns zur Größe führen, — ja sie vor allen dürfen der Anerkennung der Mitwelt, des Dankes der Nachkommen gewiß sein.

So behaupteten auch um jene Zeit verschiedene Männer in der altehrwürdigen Reichs- und Handelsstadt Frankfurt durch ihre Tüchtigkeit und ihre Bürgertugenden eine einflußreiche Stellung, obgleich sie nur an der Spitze angesehener Handelshäuser standen. Ein gewisser Nim-

bus umgab sie und ihren Namen, und man konnte ihnen in der That die allgemeine Hochachtung um so weniger versagen, als der schöne Ruf, den sie sich erworben, nicht von ihrem Gelde, sondern von ihren ächt patriotischen und bürgerfreundlichen Gesinnungen ausging.

Viele der angesehenen Frankfurter Handelshäuser zählten auf diese Weise zu verschiedenen Zeiten zu der Kategorie, die sich in diesem Sinne ausgezeichnet . . . zu den Bürgern, die in guten und schlimmen Zeiten überall und gern mit Rath und und That bei der Hand waren.

Die größte Popularität der Art hatte sich jedoch unstreitig zu der Zeit, von welcher wir schreiben, der Chef des Bankierhauses Gebrüder Bethmann — der in seiner schönsten Blüthe stehende — Moritz von Bethmann, zu erfreuen.

Unter den glänzenden Verhältnissen die ihn umgaben, blieb er vorzugsweise Frankfurter Bürger durch und durch, und obgleich schon damals berechtigt ein „von" vor seinen Namen zu setzen, machte er von diesem Prädicate doch erst dann einen allgemeinen Gebrauch, als es die Verhältnisse der Vaterstadt erheischten. Das aber hielt ihn nicht ab, ein guter Bürger unter Bürgern zu sein; ja selbst so oft es galt, mit seiner, von seinem Dienstpersonal bedienten Hausspritze sofort auf dem Brandplatze zu erscheinen, wenn die Feu=

erglocke vom Dome herab zum Helfen rief. Bei jedem großen gemeinnützigen Unternehmen stand er aber gewiß an der Spitze, so daß in allen Angelegenheiten die Bürgerschaft nicht anders gewohnt war, als zuerst auf ihn zu sehen, wenn es sich um die Wahrung irgend eines ihrer Interessen handelte.

Dafür hatte sich aber auch Herr von Bethmann der allgemeinsten Anerkennung und der dankbarsten Zuneigung der Bürgerschaft zu erfreuen . . . und diese Anerkennung hat der Sturm der Zeiten in den Herzen der Bürger nicht verwischt.*)

Längst ist dieser Edle dahingegangen, wie schön aber das Andenken an ihn in Frankfurt fortlebt, beweisen die Worte der Erinnerung, die der in der Kunstwelt so berühmte und würdige Greis, Herr Carl Jügel, Chef des gleichnamigen weltbekannten Kunstverlages in Frankfurt, in dem Werke der Frau Maria Belli, geborenen Gontard: „Leben in Frankfurt am Main," niederlegte. Jügel sagt dort von Moritz von Bethmann — und diese Worte dürften sich alle Geldgrößen in's Herz schreiben — Jügel sagt dort:

---

*) Siehe auch: „Das Puppenhaus," ein Erbstück in der Gontard'schen Familie. Bruchstücke aus den Erinnerungen und Familien-Papieren eines Siebenzigers; zusammengestellt von Carl Jügel.

„Je seltener in unserer Vaterstadt die Männer werden, die bei vollendeter Weltbildung den ächt patriotischen Bürgersinn bewahren und einen klaren praktischen Verstand damit verbinden, je mehr verdient das Andenken derjenigen als ein Vorbild aufgefrischt zu werden, die einen solchen Nachruhm mit in's Grab nahmen. — Moritz von Bethmann gehört von unseren Mitbürgern vor Allen zu denen, die im vollen Maaße auf denselben Anspruch machen können, und wenn seine Stellung unter uns eine solche war, die durch äußeren Glanz und sonstige Vorzüge die Fehler nur um so bemerkbarer machte, von denen ja so selten ein Erdensohn sich gänzlich frei weiß, so ist es gewiß der schönste Beweis seiner trefflichen Eigenschaften und seiner Bürgertugenden, daß nur diese unter seinen noch lebenden Zeitgenossen im frischesten Andenken stehen, während jene gänzlich verwischt sind.

Einziger Sohn einer jener hochgeachteten Familien unserer Vaterstadt, die sich nach der Sitte der damaligen Zeit, nicht blos durch eitle Opulenz, sondern durch jene gediegene Einfachheit auszeichneten, welche den Reichthum nur als Mittel benutzt, einen Kreis von Annehmlichkeiten um sich zu ziehen, damit er sich auch wohlthuend auf Andere und nach allen Seiten hin verbreite, ist Moritz von Bethmann dieser schönen Sitte bis an sein, leider zu früh erfolgtes Ende, treu geblieben.

Weltmann in der besten Bedeutung des Worts; durch

vielfache und nützlich angewandte Reisen gebildet, belesen und eines gesunden Urtheils in fast allen Fächern fähig, dabei, wenn auch gerade nicht das arbeitende, doch jedenfalls das leitende und belebende Princip seines ausgebreiteten Bankhauses, hatten ihn die Zeitereignisse in eine Stellung versetzt, die ihn mit den höchststehenden und ausgezeichnetsten Personen der Gesellschaft in nahe Berührung brachten, und selten wird es einen Mann geben, der dem Monarchen, wie dem Staatsmanne, dem Gelehrten, wie dem Künstler gegenüber, so taktfest befunden werden möchte, wie es überall bei ihm der Fall war, wo es gegolten den Mann von Welt, Erfahrung und Kenntnissen zu beurkunden.

Außer unseren geistigen Notabilitäten mag es allerdings auch noch Männer unter uns gegeben haben, die Solideres geleistet, wie er; aber einen glanzvolleren Repräsentanten wie Moritz von Bethmann hat Frankfurts Bürgerschaft nie gehabt.

Dabei war er wie es einem freien Bürger ziemt, von ächter Humanität durchdrungen und selten blieb ein fähiger Kopf unbeachtet von ihm, weß Standes er auch sein mochte, was denn auch Mancher zu seinem Glücke erfahren hat für den er ein besonderes Interesse gewonnen; noch heute leben einige Beispiele davon unter uns, die ihm die Grundlagen ihres großen Vermögens allein zu danken haben.

Wo es galt, ein patriotisches Werk . . . oder Kunst und Wissenschaft zu fördern, da stand Moritz von Bethmann stets freudig an der Spitze, wie dies denn auch die öffentliche Bibliothek, das Senkenbergische naturforschende Museum und noch manche andere gemeinnützige Anstalten ihm gerne nachrühmen werden, während sein noch jetzt Jedermann zugängliches plastisches Museum, mit der darin aufgestellten herrlichen Ariadne, ein öffentliches Zeugniß seines gediegenen Kunstsinnes ablegt, der sich nicht nach heutiger Sitte, in kleinlichen Dingen und eitelem Tand versplitterte. — Auch sein Testament bestimmte noch eine ansehnliche Summe zu Errichtung einer, der damals sehr gefeierten, Lancaster-Schulen.

Aber auch in den ernsteren Momenten des Lebens, die der Mann mit Muth, Entschlossenheit und Thatkraft zu bestehen hat, war Moritz von Bethmann an seinem Platze, wie er das bei manchen Gelegenheiten bewährt hat, wozu auch der Schluß des vorletzten Aktes des Napoleonischen Drama's zu zählen ist, wovon bei dem Rückzuge von Leipzig eine Scene in dem von Bethmann'schen Gartenhause spielte.

Der Kaiser hatte sich mit seinem Stabe dort einquartirt, während der Rückzug der ganzen Armee an der Stadt vorüber zog und zur Deckung desselben sich an der Mainbrücke ein heißer Kampf mit den Bayern entsponnen hatte.

Bethmann soll hier, durch taktvolles Benehmen und

feste würdige Haltung, der Stadt sehr wesentliche Dienste geleistet haben.

Zu seinen liebenswürdigsten Eigenschaften zählt die kindliche Ergebenheit für seine erblindete treffliche Mutter, die selbst in seinem gereifteren Mannes-Alter nicht erkaltete und sie bis in's Grab geleitete; eine Tugend, die bei der Frühreife und dem Egoismus unserer heutigen Generation nur zu oft hintenangesetzt wird.

Seine Verehrer beabsichtigten seiner Zeit ein öffentliches Denkmal für ihn, was er in der That mit demselben Recht verdient hätte, wie z. B. unserem seinerzeitigen Maire, Guiolett, als Gründer unserer schönen Promenaden, ein Erinnerungs-Standbild gesetzt wurde; es scheiterte dieses Vorhaben jedoch an der nicht auszurottenden Kleinlichkeit. Er wird demungeachtet nicht vergessen werden, und wir schließen diese flüchtige Skizze mit dem herzlichen Wunsche, daß sich in unserer Vaterstadt bald wieder Männer von ähnlicher Thatkraft und praktischem Verstande hervorthun möchten.

So weit die Worte des würdigen Kunstveteranen und Mäcen; mögen sie selbst dem Namen Bethmann's ein Denkmal sein.*) — — — — — —

*) Moritz von Bethmann ward später Kais. Russischer Staatsrath und General-Consul; verheirathete sich mit Louise Friederike Boode von Amsterdam und starb den 26. December 1827 an einem

Und heute also gab Moritz von Bethmann auf seinem herrlichen, nahe bei Frankfurt gelegenen Gute „Sandhof“ ein Fest, das ganz und gar seinen ächten Bürgersinn, seinen schönen humanen Charakter bezeichnete . . . ein Fest, zu dem nicht nur der Adel, nicht nur die haute volé, nicht nur die fleur militaire, sondern — zum Entsetzen des „pure sang“ — auch eine Menge ehrsamer Handwerker geladen waren.

Aber der Tag war ja auch ein Tag der Freude und des Jubels für ganz Frankfurt: Die Franzosen waren abgezogen, . . . der Friede und die gewaltsam weggeschleppten Geißeln dagegen zurückgekehrt.

Die Sache verhielt sich folgendermaßen: Nach der Besetzung Frankfurts durch die Franzosen unter Brigadegeneral Duvignot, hatten sich die Kämpfe nach Franken gezogen. Mit Erbitterung auf beiden Seiten wüthete dort der Krieg.

Noch aber war der Rest der auferlegten Contribution — vier Millionen Livres — nicht bezahlt. Da schien der Glücksstern der Feinde erbleichen zu wollen.

Schlaganfall im Theater. Die zahllose, fast die halbe Bürgerschaft Frankfurts umfassende Begleitung bei seiner Bestattung gab das beste Zeugniß, wie allgemein geliebt und geachtet er war. Er hinterließ vier Söhne: Moritz (den jetzigen Chef des Hauses), Karl, Alexander und Heinrich. Letzterer starb 1845 auf einer Reise an den Rhein.

Das Gerücht einer bevorstehenden Retirade der Französischen Armee in Franken und am Maine verbreitete sich mehr und mehr.

Auch General Duvignot wußte natürlich davon. Aber wenn er auch voraussah, daß Frankfurt aufgegeben werden müsse, war er keineswegs Willens, dies auch mit seinen Geldforderungen zu thun. Mit verdoppelter Heftigkeit drang er daher jetzt auf Berichtigung dieser Angelegenheit.

Aber wie dies bewerkstelligen? — Vergebens hatte sich die Stadt schon an auswärtige Wechselplätze gewandt. Die Bedingungen in dieser drangvollen Zeit — sieben bis acht Procent — waren zu hoch und Geld fand sich weder in den öffentlichen, noch in den Privatkassen.

Endlich kam es zu einer Verschreibung, welche die Stadt der Republik Frankreich an Handen gab, — zu einer Verschreibung, die dann nach einiger Zeit discontirt werden sollte und damit verließ — es war am 7. September 1796 — Duvignot mit seinen fünf Tausend Mann Frankfurt, in welches bald darauf die Deutschen zur allgemeinen Freude wieder einzogen.

So neigte sich das verhängnißvolle und für Frankfurt so unglückliche Jahr seinem Ende zu. Auch Mainz war wieder frei, und wenn auch der Krieg nicht zu wüthen aufgehört hatte, so dröhnten seine Donner jetzt doch nur noch in weiterer Ferne; am Oberrhein, woselbst der

siegreiche Erzherzog Carl Hüningen beschoß und Kehl nahm, und in Italien, wo Bonaparte die dreitägige Schlacht bei Arcole schlug.

Am Main also war es ruhig geworden; Frankfurt aber sollten noch besondere Tage der Freude erblühen!

Die Stadt hatte nämlich ihr, der französischen Republik hinsichtlich der Contribution gegebenes Wort gelöst, und das Directorium zu Paris machte mit Anfang December 1796 öffentlich bekannt: daß es dem aufrichtigen, gastfreien, sorgsamen und rücksichtsvollen Betragen Frankfurts gegen die französischen Armeen seine Anerkennung nicht versagen könne, in dessen Folge Frankfurt als neutrale Stadt erklärt werde und die von demselben gestellten Geißeln in Freiheit zu setzen seien.

Dieser Beschluß, an dem die gewandten Vermittlunlungen — durch die Herren Jacob Friedrich Gontard und Moritz von Bethmann in Paris geführt — nicht wenig Theil hatten, erfüllte natürlich die ganze Stadt mit Jubel; . . . und dieser Jubel war mit der Rückkunft der Geißeln nicht nur auf das Höchste gestiegen. . . . Herr von Bethmann suchte demselben auch — als einer allgemeinen Bürgerfreude — den richtigen Ausdruck in einem wahren und ächten Bürgerfeste zu geben.

Das Fest galt der Neutralitätserklärung —

der damit verbundenen friedlichen Aussicht für die Stadt, — und der glücklichen Rückkehr der, seiner Zeit so gewaltsam weggeschleppten, Geißeln.

Der Ort, an dem es gegeben wurde, war der sogenannte „Sandhof," einer der drei schönen und reizenden Besitzungen, welche Moritz von Bethmann — die eine erwuchs erst später zu ihrer jetzigen Schönheit — am linken Mainufer, nahe dem Walde, besaß.

Diese drei Besitzungen, in ihrem Gütercomplex fast eines bildend, sind: der Sandhof, der Riedhof und die Louisa.

Kehrt man von dem Forsthause nach der Stadt zurück, so ist der Sandhof, in geringer Entfernung am Eingange des Waldes gelegen, ein angenehmer Ruhepunkt.

Ein stattliches Gebäude, in herrschaftlichem Style erbaut, umgab ihn zu jenen Zeiten ein tiefer und breiter mit Wasser gefüllter Graben, über den hinaus das Herrschaftshaus mit seinen hohen Fenstern und seinem Balkone wie eine Ritterburg ragte.

Dahin flüchteten die fröhlichen Wanderer am „Wäldchesfeste" oder bei anderen Spaziergängen in den Wald, wenn ein boshaftes Gewölke den Himmel plötzlich verhüllte, und tausend Entwürfe in seinen Wasserfluthen begrub.

Aber nicht der „Sandhof" allein, sondern auch der

von demselben in geringer Entfernung liegende Riedhof, ein so dauerhaft als prächtig erbautes Achteck, mit weitläufigem dazu gehörigem Landgebiete, und die jetzt am Saume des Waldes so freundlich winkende „Louisa," waren und sind Eigenthum des Bethmannischen Hauses. Auf dem Riedhofe findet man zierliche Einrichtungen und mancherlei Bequemlichkeiten für Gäste. So wie indeß diese Anlage, den Wunsch des Besitzers, Freude und Lust um sich her zu verbreiten ausspricht, so giebt die „Louisa" ein Muster ab, wie man mit Geist und Geschmack sich eine ländliche Wohnung schaffen müsse. So einfach das Jagdhaus ist, so ist es doch ganz was es sein soll. In den verschlungenen Gängen des Parkes ist Kunst und Natur gepaart. Jene giebt hier alle ihre Ansprüche auf, und läßt sich nur im verschönerten Gewande der ältern Schwester sehen. Bald mischen Eichen und Buchen ihr freundliches Grün mit dem feierlichen Dunkel der Tannen, bald heben sich in abenteuerlicher Gestalt Hütten aus dem Gebüsche, deren Inneres durch prachtvolle Gemächer um so mehr überrascht, je anspruchsloser die äußere Bekleidung ist. Das nahe wohlumfriedete Waldgebiet ist mit Wild besetzt. Auch zeugt eine zweckmäßige Büchersammlung von der Vorliebe des Besitzers für die Wissenschaft. Südöstlich von der Louisa, am Saume der mit Weinbergen und Obstgärten bedeckten Höhe, zeigt sich dann der alte Wart-

thurm von Sachsenhausen, mit einem schönen steinernen, der Geleitseinholung wegen erbauten Wohnhause. Der Weg dahin erhebt sich allmählig. Die Stadt gewährt von hier aus einen herrlichen Anblick. Wie eine Herrscherin auf ihrem Throne erhebt sie sich in der Mitte lachender Gärten und Fruchtfelder. Jenseits der Warte ist die weite Umgegend mit Forst bedeckt und hier beginnen die äußersten Zweige des Odenwaldes.

Auf dem einen dieser Güter — auf dem Sandhofe also —.gab Moritz von Bethmann heute der Bürgerschaft sein „Friedensfest!"

Daß nicht die ganze Bürgerschaft geladen werden konnte, verstand sich von selbst; dafür war für ihre Repräsentation in allen Ständen um so schöner und taktvoller gesorgt.

Außer den Hauptfetirten — dem Magistrate und den zurückgekehrten Geißeln — war Alles dabei vertreten, was sich durch Rang, Besitzthum, geistige Vorzüge und — im Handwerksstande — durch Tüchtigkeit und ächtes Bürgerthum auszeichnete.

Die weiten Räume waren auf das Glänzendste hergerichtet. Die Fronte des Gebäudes aber zeigte drei, durch bunte Lichter gebildete Inschriften: über dem Thore erglänzten die Worte: „Heil dem Frieden!" rechts und links aber die Sinnsprüche: „Einigkeit macht

stark!" ... und ... „Thue recht und scheue Niemand!"

Das in einiger Entfernung davon sich befindende, mit Bosquets umgebene, etwas erhöhte Rondel war in einen großen zeltartig gestalteten, schön durchwärmten Empfangssaal umgewandelt worden, und hier fuhren nun in bunter Mischung die geladenen Gäste vor, in welchen der gewandte Festgeber mit dem ihm eigenthümlichen Takte bald einen ehrenhaften Metzger- oder Bäckermeister, bald Herren und Damen von altem Adel, dann wieder einen genialen Künstler oder Schriftsteller, und gleich darauf eine kaufmännische Geldnotabilität empfing.

Alle diese Stände waren nicht minder durch ihre Damen vertreten, und dazwischen glänzten die Officier's-Uniformen der jetzt Frankfurt und die Umgegend besetzenden deutschen Regimenter: Keglew'schen Uhlanen, Blankenstein'sche Husaren und Dragoner vom Regimente Latour und verliehen den belebten Gruppen jenen Glanz und Schimmer, der dem Beobachter eine so interessante Abwechselung gewährt. Alles aber vertrug sich vortrefflich, da ein Jeder nach dem schönen Beispiele des Hausherrn, das rechte Maß einzuhalten wußte, das die Gezwungenheit nicht aufkommen läßt, ohne das Schickliche zu überschreiten.

Nach einem ziemlich lange währenden Empfange folgte in den lichterfüllten Räumen ein glänzendes Sou-

per und später ein belebter Ball, den Herr von Bethmann mit dem schmuckften Bürgermädchen eröffnete. So währte das heitere Fest bis zum Morgen und hinterließ bei Allen, die ihm beiwohnten, die Ueberzeugung, daß Popularität nur im rechten Sinn zu erfassen sei, um der Gefahr zu entgehen, sich davon mißbraucht zu sehen.*) — —

Jetzt übrigens war das Fest erst in seinem Anfange und Moritz von Bethmann — der schöne noch jugendlich frische Mann — empfing mit dem ihm angeborenen, wahrhaft fürstlichen und doch so humanen Wesen seine Gäste.

Eben waren der Churpfälzische Hofrath Belli und sein Vetter von Quaita eingetreten, welchen die imponirende Gestalt der Gräfin von Westphalen folgte, als sich Doktor Ehrmann mit dem ganz laut ausgesprochenen frommen Wunsche einführte: der Teufel möge alle Illuminationen an den Häusern holen, da die Pferde davor scheuten. Er habe darüber beinahe den Hals gebrochen.

Bethmann lachte, wie alle Umstehenden; . . . denn wer kannte das originelle Wesen Ehrmann's nicht. Ein Witzfeuer begann sogleich, wurde aber nur zu bald durch das Eintreten der Familie des ehrsamen Zunftmeisters

---

*) Das „Puppenhaus." S. 181. 182.

Löschhoff — den ehrwürdigen Quartiervorstand und Capitän Herrn Caspar Hieronymus an der Spitze — unterbrochen.

Bethmann empfing die braven Bürgersleute mit gewinnender Herzlichkeit; aber seine Augen leuchteten in höherem Feuer auf, als er des Meisters Töchterlein erblickte. Und das frisch aufblühende Käthchen sah in der That in ihrem einfachen weißen Kleide heute wahrhaft reizend aus, zumal die Verlegenheit, in eine solche Gesellschaft zu treten, ihre Wangen mit noch höherem Purpur färbte. Bethmann aber war nichts weniger als ein Feind des schönen Geschlechts, und erkannte die Perle auch unter der unscheinbarsten Hülle.

Und hatte denn die Verlegenheit nicht etwas Zauberhaftes, in welche jedes artige Wort von ihm die Kleine brachte?

O wie schade, daß die fortwährend Eintretenden ihn zwangen, sich so bald von ihr ab . . . und . . . fataler Contrast! . . . der alten Fürstin Stollberg zuzuwenden, die eben in ihrer unvermeidlichen Robe à la Dubarri, an der Seite der Prinzessin Tochter in der Thüre erschien und von dem Diener mit lauter Stimme angekündigt wurde.

Gleich darauf trat eine andere Notabilität ein: der, als Mensch und Gelehrter gleich ausgezeichnete Hessen-Casselsche Geheime Legations-Rath und Gesandte am

Ober-Rheinischen Kreise, Justinian von Adlerflycht*), mit seiner Braut Elisabetha von Riese und deren Familie.

Doktor Jassoy, als ausgezeichneter Advocat berühmt, und der ehrsame Bäckermeister Cronenwald folgten.

„Herr Schöff und Senator von Günderode!" — meldete der Diener.

Auch diesen, um Frankfurt hochverdienten Bürger, empfing Moritz von Bethmann mit Auszeichnung.

Plötzlich aber verbreitete sich große Heiterkeit im

*) Diese Familie stammt aus Schweden. Der Urgroßvater Adlerflychts wurde im 17. Jahrhundert nach Deutschland verpflanzt und später in die hochadliche Gan-Erbschaft Alt-Limburg aufgenommen. Justinian von Adlerflycht war in Frankfurt am 30. Januar 1761 geboren und starb daselbst am 20. Januar 1831. Er trat unter dem Fürsten Primas hier in das Oberappellationsgericht, und wurde, nachdem die Stadt ihre alten Rechte zurückerhalten hatte, Mitglied der obersten Staatsbehörde. Er starb ohne männlichen Erben, sein Name ist erloschen, doch sein Andenken bleibend. Adlerflycht war stets bedacht, sein Leben zu Anderer Nutzen anzuwenden. Da er, als ausgezeichneter Jurist, ein genügendes Werk über Rechtsgesetze vermißte, so schrieb er „Privatrecht der freien Stadt Frankfurt" F. a. M. 1824 4 Th. 8. und 4. Einige Jahre später arbeitete er als Nachtrag zu dem vorstehenden an einer Proceßordnung, die er trotz seines hohen Alters mit rastloser Thätigkeit kurz vor seinem Tode vollendete. Er erlebte die Herausgabe nicht mehr. Dieses Werk erschien unter dem Titel: „Die Darstellung des Gerichtswesens und Proceßrechtes der freien Stadt Frankfurt." Als 5ter Theil des vorhergehenden. — Als Mensch und Gelehrter war er gleich ausgezeichnet.

Empfangssalon: Lux, der köstliche Komiker, der Lieblingsschauspieler der guten Frankfurter, war eingetreten und hatte sich vor Bethmann in einer Art und Weise verbeugt, die allein schon jedem Zuschauenden ein lautes Lachen auspressen mußte. Bethmann schüttelte ihm vergnügt die Hand; Lux aber folgte, wohin er sich wandte, Heiterkeit und frohe Laune.

Auch Sömmering, der berühmte Arzt, und seine mit Geist und körperlicher Schönheit reich begabte Gattin, eine Tochter aus dem Bankierhause Grunelius, so wie die beiden beliebten Maler Pforr und Schütz mischten sich jetzt unter die Gesellschaft.

So füllten sich Zimmer und Säle mehr und mehr, und wie sich überall Gruppen bildeten, schossen die verschiedenen Elemente — jetzt noch, wie bei dem Beginn jeder gemischten Gesellschaft, schwer flüssig — fast nur nach ihrer bürgerlichen Verwandtschaft zusammen.

Es war wirklich ein eigenthümlicher Anblick. Der später so schönen und heiteren Amalgamation, ging bis jetzt noch eine peinliche Kälte voraus, — eine Kälte die von Schüchternheit und Unbeholfenheit auf der einen, von Hochmuth und Dünkel auf der anderen Seite erzeugt wurde. Aber das große gesellschaftliche Talent Moritz von Bethmanns überwandt diese Schwierigkeit schnell, und die allgemeine Freude, die an diesem Tage die Herzen aller Bürger erfüllte und mit dem Bewußtsein

eines gemeinsamen Glückes durchdrang, half ihm wacker dabei.

Immer ungebundener wurden bei den, sich bis dahin steif an den Wänden hindrückenden ehrsamen Handwerkern und ihren Familien Bewegungen und Sprache. Immer mehr fanden sich die Reichen und Vornehmen in den freundlichen populären Ton, mit welchem Moritz von Bethmann seine Mitbürger ansprach und behandelte ... und so kam es, daß kaum nach einer Stunde die bei Vielen für unüberwindlich gehaltene Schwierigkeit wirklich überwunden und bei schöner Vermischung ungebundene Heiterkeit hergestellt war.

Wer freilich in die Herzen vieler Herren und Damen der haute volé hätte schauen können, der würde hier Hohn, verbissenen Zorn, verschleierten Widerwillen genug entdeckt haben. Allein es galt heute einmal: gute Miene zum bösen Spiele zu machen, und so nahm man von dieser Seite das Fest als eine Bethmann'sche Grille, ... oder als eine diplomatische Farce hin.

Dem Hause Bethmann konnte man ja ohnehin nicht vor den Kopf stoßen.

So auch dachte vor allen Dingen Herr Jacob Friedrich Gontard, der diesem „fête champêtre," mit seiner seit kurzer Zeit nach Frankfurt zurückgekehrten Familie, ebenfalls beiwohnte. Ihm war die Geschichte ein wahrer „Horreur!" — ja er wäre unter dieser Masse ple-

pezischer Menschen rein in Verzweiflung gerathen, wenn er nicht um sich her wenigstens auch die Namen: Metzler, du Fay, Gogel, Heyder, Mühlens, Leonhardi, Brevillier, Brentano, Seuferheld, Behrends, Passavant, d'Orville, Bernus, Souchay, Schweizer, de Neufville, Manskopf, Städel u. s. w. vertreten gesehen hätte. Zwar waren, seiner Ueberzeugung nach, selbst alle diese großen Firmen dem Hause Gontard nicht ebenbürdig; allein sie gehörten doch zur haute finance, . . . in die Regionen der Börse . . . und . . . auch Fürsten können ja nicht immer nur mit Ihresgleichen umgehen.

Desto freundlicher und liebenswürdiger zeigte sich seine Gattin. Ohne sich das Geringste zu vergeben, plauderte sie eben mit der kleinen lieblichen Tochter des ehrsamen Meisters Löschhoff, die Sinklair und Hölderlin ihr gemeinsam vorgestellt, und deren natürliches einfaches und kindliches Wesen ihr gar gut gefiel.

Herr Jacob Friedrich hätte an den Wänden hinauflaufen mögen, als er dies sah.

„Mais mon dieu, Madame!" — flüsterte er der Gattin zu — „ich bitte Sie, keine solche Cordialität mit dem Bürgerpack. Bedenken Sie, . . . Sie sind eine Gontard!"

Aber Frau Gontard-Borkenstein lächelte nur. Sie dachte an eine gewisse hübsche „Patissière" in Paris, mit der

sehr freundlich zu sprechen ihr Gemahl niemals Anstoß nehmen sollte. Um indessen ihrem Manne keine Veranlassung zu weiterem Mißmuth zu geben, verabschiedete sie das liebliche Mädchen freundlich und wandte sich dem Geheimenrath Willemer, Goethes genialem Freunde, zu, der eben herantrat.

Hölderlin und Sinklair geleiteten Käthchen zu ihren Eltern zurück.

Aber mit welch' ganz anderen Augen betrachtete Käthchen nun den Letzteren. In ihrem Herzen wohnte ja bereits eine andere Liebe und er selbst löste noch den letzten Zauber, indem er ihr mit der größten Unbefangenheit erzählte, daß er selbst seit einigen Wochen Bräutigam sei.

Es war Käthchen bei diesem Bekenntniß, als ob ihr ein Stein vom Herzen genommen würde! . . . sie fühlte sich mit einemmale ganz frei; . . . Sinklair deuchte ihr jetzt wie ein Freund, wie ein Bruder, und willig ließ sie sich von ihm zur Tafel führen, während Doktor Ehrmann Hölderlin erwischte und sich mit diesem und einem anderen seiner Freunde, einem gewaltig dicken Pfarrherrn — seinem Intimus — der Familie anschloß.

Vermied doch Ehrmann gern jede andere Berührung, da er heute, bei dem voraussichtlich sehr feinen Souper, recht ungenirt sein wollte. Die zahlreiche Gesellschaft

aber speiste in verschiedenen Sälen und Zimmern, wie man sich eben zusammenfand.

Jetzt aber hatte schon die ungebundenste Heiterkeit Platz gegriffen. Alles sprach, scherzte und lachte, ohne daß die zarte Linie der Schicklichkeit, selbst von den, an solche Feste nicht Gewöhnten im Geringsten überschritten worden wäre.

Ueberall war man in Gespräche verwickelt, und natürlich war es, daß viele derselben sich über die Tagesangelegenheiten, die Veranlassung des Festes, und über die — jetzt, wie man glaubte, gänzlich überwundenen Drangsale des Krieges verbreiteten.

So berichtete Meister Löschhoff Herrn Hölderlin gar manches, was in seiner Abwesenheit in Frankfurt geschehen war.

„Ja!" — sagte eben der Meister — „es waren schlimme Tage, die wir hier erlebt haben!"

„Danken wir Gott, daß sie überstanden sind!" — fiel die Meisterin ein. — „Sie sind glücklich zu preisen, Herr Hölderlin, daß sie sich während dessen in Cassel befanden."

„Das bin ich allerdings!" — versetzte der Angeredete mit einem wunderbar freudigen Ausdrucke, dessen Bedeutung freilich hier Niemand errathen konnte.

„Aber desto größer war auch die Freude," — fuhr

der Meister fort — „als die Erlösung kam. Nie werde ich den achten September dieses Jahres vergessen!"

„Der aber vor der Freude auch noch Angst genug brachte!" — meinte die Meisterin.

„Wie so?" — frug der Hauslehrer.

„Lassen Sie sich erzählen!" — nahm der Meister das Wort. — „Es war ein Donnerstag, der achte September. Die Franzosen rüsteten sich zum Abzuge; aber der erste Schrecken für uns Frankfurter war, daß sie einen Bogen der Mainbrücke sprengen wollten."

„Aber es gelang glücklicherweise nicht!" — sagte die Meisterin.

„So durchsägten sie denn die Brückenbalken am Affenthore!" — fuhr Meister Löschhoff fort — „verschlossen sämmtliche Stadtthore, banden die Schlüssel mit Riemen zusammen, warfen sie in den Stadtgraben und eilten sodann dem Taunusgebirge zu. Eine Patrouille ungarischer Husaren, welche schon in der Nacht an das Affenthor gekommen war, konnte deshalb nicht eingelassen werden und mußte sich wieder entfernen. Als aber gegen vier Uhr Morgens eine stärkere Abtheilung Reiter vom . . . nun? . . . von welchem Regimente? . . . der Kukuk behalte den Namen!" . . .

„Karaczay Chevauleger, unter dem Commando des Oberleutenants Grafen von Mier!" — rief Doktor Ehrmann.

„Richtig!“ — sagte der Meister — „als diese vor den Thoren anlangten“ . . .

„Und deutsche Laute den Morgengruß boten . . .“

„Hurrah! da gab's eine Freude!“ . . .

„Und schnell, wie der Blitz, hatte die Begeisterung der Bürger jedes Hinderniß beseitigt.“

„Da hätten Sie sehen sollen, Herr Hölderlin!“ — fuhr der Meister, selbst begeistert, fort — „wie Zimmerleute und Schlosser bei der Hand waren.“

„Es war als ob sie aus der Erde wüchsen.“ . . .

„Die Schlüssel wurden wieder aufgefischt.“ . . .

„Und nach kurzer Zeit öffneten sich die Thorflügel zu herzlichem Empfang.“

„Dann folgten Keglew'sche Uhlanen, unter Rittmeister von Schmuttermayer . . . er sitzt dort im Nebenzimmer an der Spitze der Tafel!“ — ergänzte Ehrmann — „und nach ihnen kamen Blankenstein'sche Husaren . . .“

„Und zuletzt Dragoner vom Regiment Latour!“

„Und des anderen Morgens kam die Vorhut des gesammten Heeres!“

„Das wird eine Freude gewesen sein!“ — sagte Hölderlin.

„O Herr!“ — rief die Meisterin mit glänzenden Augen, und legte die Hände wie zu einem Dankgebet zusammen — „es war, als ob man aus schweren Träumen erwache!“ . . .

„Ja! oder nach harter Krankheit die Wonne der Genesung fühle!" — sagte der Pfarrer.

„Ja, ja, so war es!" — riefen mehrere Andere am Tisch:

„Als ob man sich aus einem Schiffbruch gerettet!"

„Oder als ob man einen todtgeglaubten Lieben wieder in die Arme schlösse!"*)

In diesem Augenblick hörte man aus dem Hauptsaale ein „Hoch!" erschallen: Moritz von Bethmann hatte es dem Magistrate, der neutralen Stadt und den zurückgekehrten Geißeln gebracht.

Sein Echo ging jetzt durch alle übrigen Säle und Zimmer.

Als alles wieder saß und Freudenruf und Gläserklang verklungen waren, ergriff Meister Löschhoff wieder das Wort und sagte zu Hölderlin gewandt:

„Aber lieber Herr, damit war die Angst noch nicht zu Ende."

„Warum nicht?" — frug der junge Hauslehrer. — „Da doch die Feinde vertrieben und die Deutschen wieder eingezogen waren?" . . .

„Ganz recht!" — fuhr Löschhoff fort — „aber die Freude ward durch die Besorgniß getrübt, daß die noch am Obermain befindliche retirirende französische Armee

*) Pfeiffer.

vielleicht dennoch den Durchgang durch Frankfurt erzwingen werde."

„Und dann hätte uns Gott gnädig sein dürfen!" — sagte die Meisterin.

„Es kam indeß besser!"

„Wohl!" — fiel der Pfarrer ein. — „Gelang es doch dem Generalmajor Fürsten von Lichtenstein bei Saalmünster und Gelnhausen die fliehende feindliche Armee nach der Lahn zu werfen."

„Und somit hörte jede Befürchtung für Frankfurt auf." — — —

Abermals hörte man Herrn von Bethmann sprechen. Er ließ in einem näher gelegenen Zimmer, an einem zweiten Tische, Frankfurts Bürgerschaft leben.

Es ist gewiß nur Menschen von Geist und feiner Weltbildung eigen, im Umgange und Gespräche mit Anderen, so die eigene Individualität zu verläugnen, daß man die Geschäfte und Angelegenheiten seines Standes nicht zum ersten und letzten Gegenstande der Unterhaltung wählt, sondern abgesehen von seinen persönlichen Verhältnissen über Sachen spricht, die ein gemeinsames Interesse haben, die besonders geeignet sind, den einzelnen Bedürfnissen einer gemischten Gesellschaft Befriedigung zu geben; aber es verräth eine noch weit größere Gewandtheit des Geistes und viel Umsicht, in einer an Alle gerichteten Rede den einzelnen Zuhörer zu berück-

sichtigen und hie und da, ganz wie zur Sache gehörig, etwas einzumischen, was bei dem respektiven Mitgliede sympathetisch anschlägt und zieht, ohne daß dem allgemeinen Verständniß Lücken entstehen.

Moritz von Bethmann war Meister hierin. Er bewies es auch jetzt: zuerst hob er — Hölderlin und die Freunde vernahmen freilich, der Entfernung wegen, nur wenig davon — mit Worten der Begeisterung, den Patriotismus hervor, welchen die Bürger in den letzten Zeiten des Sturmes und der Noth, namentlich aber bei der Contributionsauflage so herrlich bewiesen; . . . dann kam er lobend auf den Gemeinsinn, den Eifer, den Muth und die Ausdauer zu sprechen, welche die Bürgerschaft bei Gelegenheit des großen Brandes entwickelt und hier . . .

Käthchen Löschhoff ward plötzlich todtenbleich und feuerroth.

Wie? . . . hatte sie denn recht gehört? . . . hatte Herr von Bethmann nicht eben unter Anderen, die sich damals beim Feuer ausgezeichnet, auch den Namen . . . Neuber genannt?

Bei Gott! . . .

„August Neuber!" — tönte es wieder aus der Ferne und ein „Hoch!" erschallte . . . und die Gläser klangen.

Sollte er am Ende auch geladen, sollte er hier

sein?! . . . Bei der Masse der Anwesenden war dies, auch wenn ihn Käthchen nicht gesehen, dennoch leicht möglich."

Käthchen vergingen fast die Sinne.

„Was ist's mit Neuber?" — frug jetzt Hölderlin.

Doktor Ehrmann erzählte den Vorfall. Käthchens Herz pochte zum zerspringen; aber Thränen der Seligkeit traten in ihre Augen, als jetzt am ganzen Tische das Lob des jungen, kühnen und thatkräftigen Mannes erscholl. Selbst Meister Löschhoff, der erst in der letzten Zeit von Neuber's wackerer That gehört, schloß sich nicht aus; ja er rühmte sich freudig, den jungen Mann zu kennen.

Nur die Mutter blieb still; . . . aber sie beobachtete ihre Tochter mit Staunen. Der praktischen Frau war mit einemmale ein überraschendes Licht aufgegangen.

Jetzt kam auch Bethmann, der von Tisch zu Tisch ging, an den der Freunde; auch hier und anderwärts gab es Toaste und der Champagner floß in Menge.

Endlich ging die Tafel zur Neige und der Ball sollte beginnen. Alles erhob sich. Käthchens Busen wogte stürmisch. Sie konnte ja Neuber vielleicht begegnen. Zitternd — halb vor Freude, halb vor Angst — preßte sie sich an Mina, deren Arm sie krampfhaft fest hielt.

Doktor Ehrmann war jetzt in goldener Laune, was sich in den Foppereien zeigte, die er mit dem dicken

Pfarrherrn trieb. Dieser aber war ebenfalls ein Mann von Geist und Witz. Es blitzte und funkelte daher in Bonmots und schlagenden Scherzen herüber und hinüber.

Ehrmann ritt dabei sein Steckenpferd, indem er auf alle Pfaffen loszog. Die Veranlassung dazu hatte der gesegnete Appetit gegeben, den das dicke Pfarrherrlein bei dem leckeren Souper entwickelt. Erst mußte nun dessen Gourmandise, dann sein rundes Bäuchlein, und endlich der Stand selbst leiden.

Aber dergleichen Scherze kannte das Pfarrherrlein schon und war sie von seinem Freunde gewöhnt; auch war er selbst zu geistreich und freidenkend, um nicht darauf einzugehen.

„Alles zu seiner Zeit!“ — sagte daher der Pfarrherr jetzt schmunzelnd — „wir Geistlichen sind Erdenstaub, wie Ihr Herren auch! Auf der Kanzel und in der Gemeinde ist man Seelenhirte nach Pflicht und Gewissen. Bei guten Freunden aber, in heiterer Gesellschaft, bei einem feinen Schmause und guten Weinen, wie heute, . . . da hängen wir den Pfarrherrn mit dem schwarzen Kittel in den Schrank, . . . und kommen als Menschen.“

„Ja, ja! . . . so ist es!“ — rief Ehrmann, um die ganze Umgebung unbekümmert, laut lachend, — „den Mantel der Frömmigkeit habt ihr Pfaffen längst abge-

legt. Und was ist damit geschehen? . . . die Heuchelei hat ihn auf der Auction erstanden. O! — und er läßt ihr ungemein gut, denn sie hat ihn wenden lassen, so daß nun die innere Seite viel schlechter als die äußere ist!"

Alle lachten laut auf; der Pfarrer aber sagte:

„Lieber Doktor, Ihr mögt bei vielen Schwarzröcken recht haben. Wie aber gehts denn bei Euch anderen Menschenkindern? Weißt Du was da auf Deiner Auction geschieht? . . . Tugend, Freundschaft, Aufrichtigkeit, Ehrlichkeit, Mäßigkeit u. s. w. die sonst unter Euch wohnten — sind auch hingekommen und haben sich . . . Sterbekleider erstanden."

Neues Lachen erschallte.

„Weil die arme sündige Welt Euch Pfaffen nachfolgt."

„Falsch!" — versetzte das dicke Pfarrherrlein, und wiegte mit komischer Miene den Kopf mit den wohlgenährten rothen Backen und glitzernden Aeuglein. — „Was sagen wir denn auf den Kanzeln: Thuet nach unseren Worten und nicht nach unseren Werken."

„O Satanas! Satanas!" — rief hier Doktor Ehrmann so laut, daß mehrere Damen in seiner Nähe entsetzt zurückfuhren — „Du mußt Deine Freude an Deinen Zöglingen haben."

„Und unser Herrgott an Dir!" — meinte der Pfar-

rer. — „Meine Herrn!“ — sagte er dann zu Hölderlin und Sinklair — „Doktor Ehrmann ist allerdings der beste Mensch von der Welt! Er übersieht mit der größten Nachsicht und Freude gern alle Fehler ... die er selbst hat!“

„Dazu bin ich Philosoph!“ — rief Ehrmann lustig.

„Er hat sich ferner Cäsar zum Beispiel genommen!“ — fuhr der Pfarrer ruhig fort. — „Wie dieser nämlich die eroberten Briefschaften des Pompejus verbrannte, um lieber die Beleidigungen desselben nicht zu kennen, als ... nicht zu verzeihen, so hat er es so weit gebracht, daß er lieber seine Sünden gar nicht wissen, als sich der Gefahr aussetzen will, sie sich vielleicht nicht gerne zu vergeben. Daher versagt er sich auch freiwillig die Mittel ihrer Auskundschaft.“

„O Pfäfflein! Pfäfflein!“ — rief hier der Doktor — „schiebe nicht alles auf meinen Rücken; ... er ist freilich breit genug; Dir aber ist die Frömmigkeit in den Bauch geschlagen. Ich glaube Du fängst auch an Mystiker zu werden. Geschwind! ... gieb uns das Glaubensbekenntniß eines ächten Mystikers ... aber in Versen, Mann Gottes, Du bist ja auch Dichter!“

Das Pfarrherrlein sann lächelnd einen Augenblick nach, dann sagte es:

„Damit kann gedient werden. Ihr wollt also das Glaubensbekenntniß eines ächten Mystikers?“

„Ja!“ — riefen alle drei.

„So hört!“ — versetzte der Pfarrer, indem er mit den drei Herren in ein leer gewordenes Seitenzimmer trat; hier faltete er die Hände auf dem runden Bäuchlein und recitirte mit zum Himmel gehobenen Augen und frommem Kanzelton das Impromptu:

„Fest steht mein Glaube und wird stehen,
Und mein Mysterium ficht mir kein Teufel an.
Das Schwarze, glaub ich, kann man im Dunklen sehen,
So wie man ohne Ohr die Stille hören kann.
Doch daß am ersten Tag Gott sprach: es werde Licht!
Verzeih' mir's Gott! . . . das . . . glaub ich nicht!“

„Bravo!“ — „Bravo!“ — riefen Ehrmann, Hölderlin und Sinklair. Ehrmann aber sagte:

„Jetzt kommt mein Glaubensbekenntniß!“ — und damit winkte er einem Lakaien und befahl zwei Flaschen Champagner in das trauliche Eckchen, das er eben aufgefunden hatte. — —

Während dessen war die Menge den Tanzsälen zugeströmt. Die Musik hatte begonnen und Käthchen erholte sich eben — hinter Vater und Mutter wie ein scheues Reh versteckt — von der entsetzlichen Verlegenheit, in die sie Moritz von Bethmann gestürzt, als er sie zum ersten Tanze engagirt, um mit ihr den „Bürgerball“ zu eröffnen.

Und sie konnte sich in der That fast nicht erholen; . . . nicht etwa von erregter Eitelkeit und der stolzen Freude, so ausgezeichnet worden zu sein; . . . sondern wirklich von dem Schrecken und der mädchenhaften Verwirrung, in die sie diese Auszeichnung versetzt, und von dem Gedanken: „O Gott! was werden die Leute von dir sagen!“

Mina hatte nur zu trösten; denn Käthchen war wahrhaftig das Weinen näher, als das Lachen.

„Laß mich nur ganz hinter den Eltern sitzen!“ — sagte sie jetzt zur schwesterlichen Freundin — „daß mich kein Mensch sieht. Ich tanze jetzt, bei Gott, mit keiner Seele mehr!“

„Außer mit einer!“ — meinte Mina lächelnd — „wenn sie sich zeigen sollte!“

Käthchen drückte der Freundin den Fächer auf den Mund.

„Aber Luft schöpfen könnte man doch einmal!“ — sagte Mina und bat die Meisterin, mit Käthchen auf einige Minuten in die Nebensäle gehen zu dürfen, um aufzuathmen.

Die Mutter hatte nichts dagegen. Sie und ihren Gatten hatte die Ehre, die ihrer Tochter widerfahren, sehr freudig gestimmt, wenn auch nicht lächerlich verblendet. Und sollte sich denn ihr Elternherz nicht freuen, daß ein Mann, wie Bethmann, ihr Kind unter allen

Bürgerstöchtern am schönsten gefunden und bei einer solchen Gelegenheit ausgezeichnet hatte?

Käthchen aber athmete hoch auf, als sie aus dem überfüllten Tanzsaale heraustrat. Auch in den anderen Zimmern wogte zwar eine erdrückende Menge auf und ab; immerhin war es aber doch hier weniger heiß . . . und . . . man konnte doch zur Noth unbemerkt auf und abgehen . . . um zu sehen . . . wer von Bekannten da sei.

O Liebe! Liebe! du wunderlichstes aller wunderlichen Dinge im Menschenherzen! Wie ein Sterbender den fliehenden Odem, so hält dich unsere Seele fest, wenn du einmal darinnen sitzest.

Und wie seltsam war es mit Käthchens Liebe ergangen!

Als der Morgenstern der erwachenden Gefühle — die noch fast kindliche Neigung zu Sinklair — an ihrem Lebenshimmel erblaßte, war, wie eine aufgehende Sonne, eine höhere geistige Regung in ihrer Seele erstanden. Zu Sinklair hatte sich des Mädchens kindliches Gemüth hingeneigt: als zu dem ersten hübschen, feinen und artigen Manne, der ihr auf ihrem Lebenswege mit chevaleresquer Zuvorkommenheit entgegengetreten; bei Neuber dagegen hatte sich der erste flüchtige, aber doch bedeutsame und günstige äußere Eindruck später — in Folge seiner edlen, männlichkühnen Handlungsweise — durch

einen tiefen moralischen Eindruck verstärkt. Neuber's That hatte ihr hohe Achtung und die Ueberzeugung abgewonnen: daß dies ein Mann sei, der stark und energisch genug, um, selbst in sturmbewegten Zeiten, ein liebendes, ihm angehörendes Wesen mit fester Hand durch das Leben zu führen.

Hier war keine Poesie im Spiele; . . . kein Schwärmen, bis dahin nicht einmal Leidenschaft! . . . wohl aber ein ruhiges ganz naturgemäßes schlichtes Empfinden und Denken.

Erst als zu diesem die Erinnerung hinzutrat, daß der junge Mann selbst . . . sie liebe! zündete der Funke einer intensiveren Empfindung, und das Bewußtsein: von einem treuen, edlen Herzen geliebt zu werden, erzeugte im eigenen Herzen des Mädchens Liebe.

Und diese Liebe reifte still und verborgen, . . . zurückgehalten durch die Umstände und die sehr begründete Befürchtung elterlichen Entgegentretens. Denn einmal konnte Käthchen Herrn Neuber nur hie und da durch Doktor Ehrmann einen Gruß und den herzlichen Wunsch senden, daß es ihm bald besser gehen möge . . . und dann . . . kannte ja die Tochter des Vaters Gesinnung, Art und Weise nur zu gut, und wußte, wie wenig er je geneigt sein werde, sein Kind einem jungen

Manne zu geben, der kein Handwerker und ohne Anstellung sei.

Dennoch reifte, wie gesagt, diese Liebe still und verborgen . . . lediglich genährt durch die Gegengrüße, die der gute Doktor manchmal Käthchen heimlich — nicht ohne Bedeutung — in's Ohr flüsterte. Es war außer Zweifel, er, der alte Pfifficus, hatte die beiden jungen Leutchen durchschaut, und . . . freute sich, daß dieselbe Liebe, die hier still reifte, dort seinen Patienten trösten und heilen half.

Dabei war von Illusionen, — weder auf der einen, noch auf der anderen Seite — die Rede. Und wie gut ist dies im Leben.

Niemand sage, daß in der Ehe die Liebe verschwände. Nur die übertriebenen Illusionen verschwinden, die wir uns von dem oder der Geliebten gemacht. Das wirklich vorhandene Gute in dem Charakter der Verbundenen wird ihnen in der längeren Dauer ihres Zusammenlebens klarer und klarer; . . . es kettet sie fester und immer fester an einander. Nur die Liebe, die ihre Wurzeln lediglich in der Phantasie der Liebenden hatte, geht in der Ehe unter; denn die Ehe ist Wirklichkeit, sie zerstört — wie das Erwachen — die Bilder unserer Träume; aber sie macht, wie das volle Tageslicht, uns auch dasjenige deutlich, was wir von Vorzügen des Geliebten

in der Dämmerung. der Leidenschaft nur halb erkennen konnten.

Und wirklich hatten die stillen Hoffnungen, die Doktor Ehrmann — aus eigener Machtvollkommenheit und ohne das Käthchen etwas davon ahnte — in seinem Patienten zu nähren wußte, wesentlich zu dessen Heilung beigetragen. So auch war es Ehrmann gewesen, der Bethmann auf die kühne That Neuber's aufmerksam gemacht und ihn so sehr für diesen jungen Mann zu interessiren wußte, daß er ihn sogar zu seinem Bürgerfeste einlud und ihm selbst und seiner That ein Hoch brachte.

Und doch hatte der Schlaukopf von einem Arzte noch ganz andere Dinge im Kopfe, die er aber klugerweise dem Schicksale überließ. Er baute dabei hauptsächlich auf des Meisters Töchterlein selbst, dessen stilles, verständiges natürlich festes Wesen sich in der letzten Zeit durch die geheime Neigung sehr zu ihrem Vortheil ausgeprägt hatte.

Beide Mädchen dachten jetzt an nichts anderes, als auszukundschaften, ob Neuber denn wirklich bei dem Feste anwesend sei. Daß er völlig hergestellt, wußte Käthchen von dem Doktor; auch daß er wieder begonnen habe, sich mit Ernst um eine Anstellung bei der Stadt zu bewerben. Ehrmann selbst hatte den Mädchen erzählt: wie er dem jungen Manne angerathen, auch Bethmann, als einen der einflußreichsten Bürger

seine Aufwartung zu machen. Eine Einladung konnte also leicht erfolgt sein.

Aber wie schlug Käthchens Herz bei dem Gedanken mit dem Geliebten zusammenzutreffen! Was dann sagen? .... wie sich ihm gegenüber benehmen? . . . ihm gegenüber, der noch kein Wort von Liebe zu ihr gesprochen; denn alles was sie in dieser Beziehung vernommen, war von Mina und dem Doktor ausgegangen. Und konnten sich diese nicht getäuscht haben?

Angst, Hoffnung, Freude und Verlegenheit wechselten daher in ihrer Seele... und so oft sie in der Menge eine Gestalt erblickte, die Aehnlichkeit mit der Neuber's hatte, fuhr sie vor Schreck zusammen und erblaßte.

Und warum sucht er sie nicht auf?

Ach! er suchte sie ja mit gleichen Gefühlen schon seit dem Beginn des Balles; aber ein tückischer Zufall wollte, daß sie sich im Gewühle bis jetzt noch nicht gefunden.

Käthchen bemerkte dabei nicht, wie ihr die Augen der jungen Männer folgten; . . . auch so manchen neidischen oder spöttischen Blick, den ihr weibliche Augen nachsandten, sah' sie nicht. Sie ward jetzt immer verlegener, ängstlicher. Ja ihr Umschauen nach dem Ersehnten kam ihr mit einemmale unweiblich vor und sie drängte Mina zur Rückkehr.

Vergeblich wehrte sich diese, das Unschuldige der Sache darstellend. Käthchen überfiel eine wahre Angst. Mina mußte folgen.

„Aber nicht durch die Menge!“

Sie bogen nach der Seite ein, woselbst eine, in einen Tannenwald verwandelte künstliche Gallerie die Zimmer und Säle verband. Im gleichen Augenblicke zuckte Käthchen zusammen . . . Neuber stand vor den Mädchen.

Einen geübten Weltmann hätte sicher die Verlegenheit, die sich jetzt der beiden jungen Leutchen bemächtigte, zum Lächeln gebracht. Sie standen wirklich im ersten Augenblicke sprachlos einander gegenüber, und es war nur ein Glück, daß Mina nicht auch Kopf und Sprache verloren. Gewürfelt und heiter, wie sie war, fand sie rasch den rechten Ton, und Herrn Neuber zu seiner Genesung und der heutigen öffentlichen Anerkennung beglückwünschend war das Gespräch eröffnet.

Auch Käthchen fand sich in seiner Einfachheit und Natürlichkeit jetzt schnell. Die Wärme und Innigkeit, die sie bei ihrer Theilnahme bewies, brachte den jungen Mann bald zu dem ebenso warmen und innigen Geständnisse: daß es gerade der Antheil, den sie an ihm genommen, gewesen sei, der seine Genesung schneller, als erwartet, herbeigeführt.

Ein Wort gab jetzt das andere; . . . immer freudiger und zutraulicher leuchteten die Augen der jungen Leutchen auf; immer seliger fühlten sie, daß ein schönes, heiliges Geheimniß zwischen ihnen liege, . . . ein Geheimniß, das ihr ganzes jetziges und zukünftiges Glück umschließe . . . ein Geheimniß, an dessen gegenseitiger Offenbarung alles für sie hing, und welches auszusprechen doch keines wagte.

Sie staunten über das, was in ihnen vorging, . . . was sie empfanden, . . . was sie so freudig trug und hob . . . und bald umpfing sie ein so süßer traumartiger Zustand, als wäre ihnen ein seliger Geist erschienen und habe sie in ganz andere, höhere Sphären getragen. Bemerkten doch beide kaum, daß Mina von ihrer Seite gekommen.

Die Schlaue wußte, was sie that. Jetzt stand sie am Ende der Gallerie im Gespräche mit einer Freundin begriffen, aber ihre Augen ruhten — ohne daß sie sich verrieth — mit stillem Triumphiren und mädchenhafter Freude auf dem ihr so lieben Paare.

Und dieses Pärchen?

Beide waren ja so einfache schlichte Naturen, daß die Freude, sich nach so langer Trennung gefunden, . . . sich hier gegenseitig aussprechen zu können, überwältigend auf sie einwirkte. Beide hatten ja lange genug das seltsame Gemisch von Seligkeit und Schwermuth in

ihrem Herzen verschlossen, was stille verborgene Liebe giebt. Die Freude sprengte nun — gleich einem warmen heiteren Sonnenstrahle — die bis dahin verschlossene Knospe ihrer Liebe ... sie sagten sich beide treuherzig, wie es in ihren Herzen aussah.

O! wie jauchzte es da in ihnen so selig auf. Freilich konnten sie sich dies hier nur mit einem Blick des Entzückens, nur mit einem leisen flüchtigen Druck der Hand sagen; ... aber lag denn darin nicht für sie des überströmenden Glückes genug?

Selbst ein einziger Moment des Glücks kann uns die Ahnung ewiger Seligkeit geben. Die beiden Leutchen hatten jetzt diese Ahnung. Ja, in holder Selbstvergessenheit würden sie wohl diesen Moment auf bei weitem längeres Zeitmaß ausgedehnt haben, wäre Mina nicht wieder hinzugetreten und hätte die schwesterliche Freundin an die Eltern erinnert.

Käthchen bebte zusammen ... mit Schrecken dachte sie an ihr langes Entferntbleiben ... aber auch ... an alles das, was ihrer Liebe von dorther drohe!

Geschieden mußte indessen um so mehr sein, als eben, nach einem vollendeten Tanze, die Massen aus dem Hauptsaale zurückströmten.

Ein gegenseitiges herzliches Nicken ... noch ein zweiter inniger aber flüchtiger Druck der Hand ...

und die Menge wogte zwischen den Liebenden und schied sie durch ihre lebendigen Wellen.

In zwei jugendlichen Herzen aber wohnte das unaussprechliche Glück einer ersten, kindlich reinen, innigen Liebe.

Der nächtliche Hülferuf.

Es ging gegen zwei Uhr des Nachts, als sich Doktor Ehrmann — ermüdet und erschöpft von dem Bethmannischen Feste — zur Ruhe begab.

Er hatte sich bereits entkleidet und die weiße baumwollene Nachtmütze über die Ohren gezogen. Das Nachtlicht — welches nach der damaligen einfachen Weise aus einem schlichten cylinderartigen Gefäße aus weißem Porzellan bestand, in welches man unten das Licht schob, während oben ein kleiner Behälter für zu erwärmende Flüssigkeiten angebracht war — erleuchtete die eigenthümliche, im Hemde fast gespenstisch aussehende Figur nur schwach. Desto entschiedener traten jetzt des Mannes starker Gliederbau, seine scharfen Gesichtszüge, seine kleinen lustig blitzenden fast verwegenen Augen, seine verbrannte Farbe, sein krauses Haar und derbes Fleisch hervor.

Er mußte sich heute Nacht sehr gut unterhalten haben; denn selbst jetzt noch — er hob eben die Bettdecke

empor und schob seinen edlen Korpus zwischen die Federn — lächelte er still vor sich hin.

Das Souper, der Wein und die Gesellschaft waren allerdings köstlich gewesen, und er hatte noch zuletzt beim Champagner seinen Freund, den dicken Pfarrherrn so weidlich geneckt und mit Witzen bombardirt, daß des Lachens kein Ende war.

Zwar ärgerte sich der Doktor darüber, daß Hölderlin sich gleich nach dem ersten Glase Schaumwein still und heimlich entfernte; aber dafür waren ja ein paar andere Gäste, lustige Brüder aus Ehrmann's vertrautestem Umgange, eingetreten. Die Heiterkeit erreichte damit den höchsten Grad.

Indeß . . . Ehrmann war von den Witzen des Pfarrherrlein auch nicht verschont worden; und zwar trafen einige den Doktor so scharf, daß er sich heimlich gelobte, dem dicken Freunde bei der ersten besten Gelegenheit einen „Possen“ zu spielen, an den Jener lange denken sollte.

Solche „Possen“ waren überhaupt Doktor Ehrmann's Liebhaberei, und er kehrte dabei — trotz seines wirklich warm fühlenden Herzens — nur zu oft seine rauhe Außenseite heraus.

So war vor Kurzem erst folgendes vorgekommen:

Zu Doktor Ehrmann's Schwächen gehörte ein — leider damals noch vielseitig verbreiteter — Judenhaß.

So ritt ihn denn der Teufel, auch den Juden einmal einen „Possen" zu spielen.

Die Gelegenheit gab sich bald. In dem städtischen Anzeigeblatt war ein Frauensitz in der Synagoge zum Verkaufe ausgeboten. Ehrmann ließ ihn kaufen und setzte sich nun den nächsten Sabbath darauf. Alles in der Synagoge, die ganze Judenschaft, kam in Verzweiflung; Ehrmann aber ließ sich nicht irre machen. Auf sein Kaufrecht pochend, wollte er sich nicht entfernen, und nur nach der Zahlung einer bedeutenden Summe — die er für die Armen der Stadt bestimmte — entsagte er seinem Besitz.

Mit dem Gedanken, dem dicken Freunde gelegentlich auch irgend einen solchen „Possen" anzuhängen, entschlief er denn jetzt mit lächelndem Munde.

Aber giebt es denn einen Stand, der so viel Beschwerden aufzuweisen hätte, als der des Arztes?

Noch schlief Ehrmann keine halbe Stunde, als ihn schon wieder ein lautes Getöne erweckte. Es war die Hausschelle, die heftig und wiederholt gezogen wurde.

„Zum Teufel!" — rief der Doktor auffahrend, denn die Schelle ging gerade vor sein Zimmer — „hat man denn gar keine Ruhe? Lieber wollt ich doch wahrlich ein Schweinehirt sein, als so ein armseliger Arzt. Jener kann doch wenigstens des Nachts, nachdem er sein Tagewerk gethan, seine paar Stunden schlafen!"

Indeß war auch dies nur ein Stückchen von Ehrmanns rauher Außenseite; denn Niemand war Tag und Nacht williger bei der Hand, wenn es galt in ernsten Fällen ärztliche Hülfe zu spenden, als Doktor Ehrmann. Nur konnte er fuchsteufelswild werden, wenn ihn Jemand wegen einer Kleinigkeit aus dem Bett sprengte, von einem guten Essen oder aus einer lustigen Gesellschaft wegholen ließ.

Auch jetzt schlüpfte er bereits schon in den Schlafrock, . . . als es wieder schellte.

„Sapperment!“ — rief er dabei — „hat denn das so Eile? Ist denn der Arzt ein Hexenmeister? Oder soll ich mich im Hemde expectoriren und selbst erkälten.“

Es schellte wieder.

Ehrmann riß das Fenster auf und schrie hinunter: „Was giebts?!“

„Ach lieber Herr Doktor“ — tönte eine weibliche Stimme aus der Nacht herauf — „Sie sollen doch gleich kommen.“

„Kommen? . . . wohin kommen? . . . zu wem?“

„Ach! zu uns! unser Herr . . . unser lieber guter Herr liegt am Sterben!“

„Rattenkopf!“ — rief Ehrmann zornig zurück — „unser Herr! . . . wer ist „unser Herr?“ . . . Soll ich vielleicht auch noch allwissend sein?“

„Ach, du lieber Gott, Herr Doktor!“ — flehte es

erschrocken — „unser Herr! . . . ach! . . . Sie wissen's ja! . . . ach! ich weiß nicht wo mir der Kopf steht! . . . ach! . . . Sie kennen ja die alte Kathrine!"

„Ei so schlag denn doch das Donnerwetter Millionen Meilen tief hinein!" — schrie Ehrmann außer sich — „will das Vieh, daß ich in der Nacht wissen soll, was für eine alte Kathrine sie ist und wer ihr Herr sei!"

„Ach! es ist ja der Schneider!" — jammerte die Magd.

„Welcher Schneider?" — rief der Doktor. — „Der Schneidermeister Schönhard, den ich an der Auszehrung behandele?"

„Ach! Gott bewahre, kein Schneider!"

„Was, jetzt wieder kein Schneider? — Himmel, Herrgott! will sie mich foppen?"

„Er heißt ja nur Schneider! Sie wissen's ja!"

Der Doktor, der unter dem Schlafrocke nur das Hemd anhatte und fror, ballte die Hände krampfhaft zusammen, als er — außer sich über die Dummheit der Untenstehenden — wiederholte:

„Ich soll's wissen! Als ob es in unserer guten Stadt Frankfurt nicht mehr als hundert Menschen gäbe, die Schneider heißen!"

„S'ist ja der in Sachsenhausen, der Jacob Georg?"

„Doch nicht der am Affenthor?"

„Gerade der!“

Dem Doktor fuhr es über die Haut: er hatte in der tiefen Nacht wenigstens eine halbe Stunde Weges dahin und mußte noch dazu die zugige Mainbrücke passiren.

Aber die Pflicht gebot.

„Ist's denn auch wirklich so nöthig?“ — frug er jetzt ernst.

„Ach, du lieber Heiland!“ — jammerte die alte Kathrine wieder — „die Frau ist ja in Verzweiflung! . . . ach! . . . er rührt sich ja nicht mehr! . . . ach! . . . ich glaub', er war schon todt, als ich fortlief.“

„Na! dann wär' ich überflüssig!“ — meinte der Doktor; — „aber ich will kommen!“

Und — das Fenster zuschlagend — kleidete er sich, jetzt seinem schweren Berufe willig folgend, ernst und ruhig an.

Der Weg war wirklich in so später Zeit und nach der durchschwärmten Nacht ein beschwerlicher.

Von den sparsam vertheilten Oellaternen, die quer über die Straßen hingen und die der rauhe Wind knarrend und geigend hin und her wiegte, brannten nur noch wenige. Ihr kleines, armes, im Erlöschen begriffenes Flämmchen, das seine matten Strahlen so einsam und verlassen in die ringsum herrschende Nacht, fast wie in Verzweiflung sandte . . . würde jeden anderen fen=

timentaleren Mann an das einsame Verscheiden eines verlassenen Menschenkindes erinnert haben.

Der Arzt aber war an solche Gänge und Vorkommnisse gewöhnt. Der nächtliche Hülferuf hatte sein geistiges Auge nach Innen gerichtet. Er dachte an seine Patienten . . . an die schwerer Erkrankten unter ihnen . . . an die wissenschaftlich bedeutenderen und interessanteren Fälle.

Todtenstille herrschte rings umher.

Kein Laut . . . kein Leben! Nur hie und da ein Kätzchen das um die Feuerleitern strich; ein liebesehnsüchtiger Kater, der jämmerlich miauend über ein Dach stieg . . . und dort . . . unbemerkt selbst von des Doktors Auge . . . ein Dieb, der sich leise und scheu, mit einem Bündel gestohlenen Gutes unter dem Arme, an den Häusern hindrückte.

Wunderlich ragten dabei die alten, weit überhängenden finsteren Häuser empor, oder hoben sich stolz mit ihren — dem Mittelalter entstammenden — Mauerkronen.

Und war es nicht, als flüsterten sie sich leise zu?

O! sie erzählten sich wohl Geschichten und Sagen aus längst verschwundenen Zeiten, . . . aus jenen Zeiten, da das alte Frankfurt selbst noch eine so wichtige Rolle im Städtebund spielte, — aus Zeiten der Macht und

der Größe des deutschen Reiches und seiner Wahl- und Krönungsstadt.

Der Doktor freilich hörte nicht's davon; ... er dachte daran, ob er in einem bestimmten Falle morgen bei einem seiner Patienten Petroleum rectificatum anwenden solle oder nicht.

Auf dem Himmelhohen Dache des „Fürsteneckes" — dessen alterthümliche Thürmchen wie die Zinnen einer Ritterburg in den nächtigen Himmel ragten — schrie eine Eule. Mattes Licht brannte in einem Fenster des gegenüberliegenden Hauses: ob wohl der Dichter, der hier wohnte, jetzt noch sann und schrieb und in stiller einsamer Nacht der schaffenden Seele geistige Blüthen entlockte?

Auf der Mainbrücke zog es abscheulich, und der Arzt mußte sich fest in seinen Mantel wickeln. — Noch war Sachsenhausen — die Vorstadt Frankfurts jenseits des Flusses — zu passiren.

Das Affenthor lag noch ziemlich weit ab.

Endlich war das Haus des Jacob Georg Schneider erreicht. Es war klein, alt und halb verfallen.

Die alte Kathrine wartete an der Hausthüre mit einer brennenden Stalllaterne.

Jetzt leuchtete sie — ihre Augen waren rothverweint — dem Arzte die schmale, fast senkrecht aufsteigende Holztreppe hinauf.

„Wie ist's?“ — frug Ehrmann.

Die Alte schüttelte den Kopf und heulte.

Ehrmann keuchte; ... mehr noch als das beschwerliche Steigen bis in den dritten Stock, belästigte ihn indeß der Geruch der sich unten im Hause befindenden Pferdeställe. Schneider war Oeconom.

Jetzt öffnete sich das Zimmer und die Gattin des Kranken, weinend und mit Verzweiflung ringend, trat dem Arzt entgegen.

„Gott sei Dank! Gott sei Dank!“ — jammerte sie — „daß Sie da sind, Herr Doktor! Ach! mein armer, mein guter, mein lieber Mann! ... ach, du himmlische Güte! ... ach, helfen Sie, helfen Sie, ... wenn's noch möglich ist!“

„Nun! nun!“ — knurrte Ehrmann, der alles Jammern und Schreien in den Tod haßte, und vorkommenden Falls sofort seine rauhe Seite herauskehrte, — „ist er denn schon am Abschnappen?“

„O du liebster Heiland!“ — rief die Frau händeringend — „ich weiß es ja nicht! Da liegt er nun schon seit drei Stunden und regt sich nicht mehr! Ach, ich bin die unglücklichste Frau auf der Welt! ... Es ist aus mit ihm ... er hört, er sieht, er fühlt nichts mehr! ... Ach! ich thu' mir einen Tod an, wenn der Mann stirbt.“

„Dummes Zeug!“ — sagte Ehrmann, der recht gut

wußte, daß diese Ehe sehr unglücklich stand, obgleich Schneider ein braver und solider Mann war.

„Dummes Zeug!“ — wiederholte er und schob das Weib zurück. — „Laßt mich einmal selbst sehen!“

Der Doktor trat jetzt zum Bett, . . . schob die Vorhänge zurück . . . und beugte sich über den Patienten, der allerdings regungslos da lag.

Aber es mußte in der That schlimm stehen . . . denn er fuhr sofort betroffen zurück.

Doch nur für einen Moment, . . . dann beugte er sich wiederholt über den Regungslosen . . . befühlte seine Stirne . . . seinen Puls . . . zog seine Uhr, schaute darauf . . . fühlte abermals . . . schüttelte mit dem Kopfe und sagte endlich ernst:

„Liebe Frau . . . wer ist Euer Seelenhirte?“

„Ach du lieber Gott! ach du guter Gott!“ — schrieen jetzt zugleich Gattin und Magd — „ach! so ist es wirklich aus?“

„Wer ist Euer Pfarrer!“

„Ach du lieber Himmel!“ — rief die Frau, und nannte das dicke Pfarrherrlein.

„So schickt nach demselben!“ — fuhr Ehrmann ernst und feierlich fort — „und er soll gleich auf der Stelle kommen, denn lange wird's so nicht mehr bei Eurem Manne dauern!“

„Und er muß wirklich sterben?“ —

„Schickt nach dem Pfarrer!“ — wiederholte Ehrmann ungeduldig.

„Und Sie wollen mich auch verlassen?“

„Nein!“

„Ach, Sie bleiben, Sie bleiben? Tausend Dank!“

„Unter einer Bedingung.“

„Und die wäre?“

„Daß Ihr das Heulen einstellt und mich mit dem Kranken allein laßt!“

„Alles was sie wollen! wenn Sie nur nicht fort gehen!“

„Und die Kathrine?“

„Ist jetzt gewiß schon auf der Brücke!“

„Nun denn, . . . so seid ruhig und laßt mich hier allein!“

Die Frau gehorchte weinend. Doktor Ehrmann aber setzte sich in einen alten Sessel, streckte die Beine aus . . . und schlief bald den Schlaf des Gerechten.

Eine gute Stunde mochte wohl vergangen sein, als sich schwere schlürfende Tritte auf der Treppe hören ließen.

Ehrmann erwachte und rieb sich die Augen.

„Er ist es!“ — sagte er dann — „ich hör' es an seinem Keuchen und Schnaufen. Die Treppe ist aber auch verdammt steil und hoch!“

Ehrmann hatte dies kaum gesagt, als sich die Thüre

leise öffnete und der Pfarrer eintrat, gefolgt von der noch immer jammernden Frau und der weinenden Magd.

Aber der Mann Gottes konnte noch nicht sprechen; waren auch seine Mienen ernst und feierlich . . . er mußte sich mit beiden Händen den korpulenten Bauch halten und erst ausschnaufen. Erschlaffung und Ermüdung lagen dabei auf seinem Gesichte und seine Züge kündeten, daß er diesem ungewohnten nächtlichen Rufe eben nicht sehr gerne gefolgt sei. Mit Erstaunen aber gewahrte und begrüßte er Ehrmann.

„Wer hätte gedacht,“ — sagte er dabei — „daß wir uns sobald und in so ernst-trauriger weise wieder sehen würden!“

Der Doktor nickte mit dem Kopfe und winkte den Weibern das Zimmer zu verlassen.

Frau und Magd gehorchten; der Pfarrer aber — von der Wichtigkeit der Momentes durchdrungen — trat feierlich und ernst an das Bett des Regunslosen.

„Mein Freund und Bruder!“ — hob er jetzt in salbungsvollem Tone an — „mit schmerzerfülltem Herzen bin ich gekommen. . . .“

Der Sterbende regte sich nicht.

„Er scheint kaum mehr zu hören!“ — sagte der Pastor.

„Ihr werdet Euch zu ihm herabbücken müssen, lieber Freund!“ — meinte der Arzt.

Der Prediger seufzte: „Armer Mann, was soll da

mein Wort noch helfen!" – zugleich indeß neigte er sich feierlich über das Antlitz des Unglücklichen, das ihm abgewandt und nach der Wand gerichtet war.

Aber wunderbar . . . wie von einer Tarantel gestochen, fuhr der Pfarrer zurück.

Sein Blick glitt staunend und fragend über den Arzt; . . . da dieser aber in seinem Sessel schweigend und unbeweglich verharrte und ernst, wie ein Richter der Unterwelt, vor sich hinschaute, wandte sich der geistliche Herr wieder dem Kranken zu.

Noch einmal neigte er sich über den Unbeweglichen hin und sagte feierlich:

„Mein Freund und Bruder! mit schmerzerfülltem Herzen folge ich dem Rufe einer traurigen Pflicht . . ."

Aber hier fuhr der dicke Pfarrherr abermals zurück.

Es lag jetzt etwas wie Ekel und Widerwillen in seinen Zügen, zu welchen Gefühlen sich ein unverkennbares Staunen gesellte.

„Herr Bruder!" — sagte er nach einer kurzen Pause, indem er sich an den Arzt wandte, — „ich möchte fast glauben . . ."

„Nun?" — frug Ehrmann.

„Aber es kann nicht sein, da ich Euch hier finde, und ohne Zweifel auf Euren Rath nach mir geschickt wurde . . ."

„Und was ist nun?"

„Ich möchte fast glauben . . .“

„Was denn?“

„Nun . . . daß . . . nein! es kann nicht sein.“

„Aber so sprecht doch!“

„Däß der Mann . . .“

„Nun ja! daß der Mann wie ein Schwein besoffen sei!“ — rief Ehrmann lachend — „das hatte ich natürlich auch im ersten Momente hinweg. Die Weinathmosphäre erstickt einem ja!“

Der dicke Pfarrherr stand wie versteinert.

„Aber“ — sagte er nach einer Pause sprachlosen Staunens — „ich begreife . . . ich fasse es nicht . . . wozu und warum hat man alsdann denn mich gerufen und in der Nacht aus dem Bette und hierher gesprengt?“

„Warum Brüderchen!“ — rief jetzt Ehrmann mit lautem Lachen — „weil ich nicht allein der Gefoppte sein wollte und jetzt doch eine angenehme Gesellschaft zum Nachhausegehen habe.“

Der dicke Pfarrherr traute kaum seinen Ohren.

Nein! was zu arg war, das blieb doch zu arg!

Nach einer durchschwärmten Nacht aus dem warmen Bette gesprengt, . . . eine halbe Stunde Weges in Kälte und Finsterniß bis nach Sachsenhausen an's Affenthor . . . drei schreckliche Treppen hinauf . . . zu einem Betrunkenen!?

Nein! . . . das war doch in der That zu arg!

Wirklich schoß auch dem guten Pastor die Galle auf, — die Stirne legte sich in düstere Falten, — der Zorn wollte eben losbrechen; . . . aber es ging nicht: ein Blick in das Gesicht Ehrmanns, der sich vor Lachen schüttelte, und der über den gelungenen „Possen," den er dem Freunde gespielt, vor Lust und Freude strahlte, während er dem Pastorlein doch zugleich wieder mit dem Ausdrucke der größten Gutmüthigkeit beide Hände, wie abbittend, entgegen streckte, machte den Pfarrer selbst lachend.

„Verfluchter Streich!" — rief er dabei — „ich will nicht selig werden, wenn ich Dir den jemals vergesse!"

„Mann Gottes!" — sagte Ehrmann im Lachen fast erstickend, — „ich kann nicht ohne Dich sein, und die Gelegenheit Dir Einen anzubinden, war zu schön!"

„Danke Gott, daß ich's bin!" — fuhr der Pfarrer fort — „der Witz versteht und Dich wirklich liebt und schätzt. Bei einem Anderen . . ."

„Laß gut sein, Bruder!" — rief hier Ehrmann und umarmte den dicken Freund —„wir kennen uns beide. Männer von Geist vertragen auch einmal einen derben Witz."

„Der Dich ein feines Diner und zehn Flaschen Champagner kostet!" — sagte der Dicke und seine Aeuglein glitzerten lüstern.

„Es soll sein!" — rief Ehrmann und schlug in die dargebotene Rechte.

„Aber Niemand darf von der Geschichte ein Wort erfahren!“ – fuhr das Pfarrherrlein fort — „denn ich möchte nicht noch obendrein ausgelacht werden.“

„Niemand!“ — rief Ehrmann heiter — „Niemand! doch jetzt gemeinsam nach Hause — es ist bereits fünf Uhr vorüber und wir müssen noch ein Wenig nachschlafen. Ihr aber“ — rief Ehrmann jetzt der Frau und der alten Kathrine zu — „Euch soll der Teufel holen, wenn ihr Doktor und Pfarrer noch einmal Nachts aus den Federn sprengt. Der Kerl ist besoffen, . . . gebt ihm Kamillenthee!“

Und mit diesen Worten verließ Ehrmann, von dem Freunde gefolgt, Zimmer und Haus.

Haß und Liebe.

Der Winter war bereits weit vorgeschritten und tiefer Schnee deckte Frankfurts Straßen und Plätze. Auch auf den Dächern der Häuser lag er fast schuhhoch und gab so, durch sein einförmiges Weiß, der ganzen Stadt in allen ihren Theilen ein gewaltig monotones Ansehen.

Am meisten war dies auf den freien Plätzen der Fall, da sie der winterlichen Decke größere Flächen boten. In düsterem Grau, schwer und fast erdrückend, hing dabei der Himmel über der Welt, während sich der Abend langsam und melancholisch herabsenkte.

Wer nicht ausgehen mußte blieb dabei zu Hause, so daß sich nur wenige, in Mäntel gehüllte dunkele Gestalten an den Häusern hindrückten, während zugleich hie und da einzelne Equipagen vorüberrollten, um die vornehme Welt nach dem Theater oder wohl auch in Gesellschaften zu führen.

Ein solches Bild bot vor allen Dingen der Roß-

markt, jener freie Platz, der mit den Plätzen vor und hinter der Hauptwache und der sogenannten Stadtallee (jetzt dem Goetheplatze) zusammenhängt. Er ist, was Raum und Umgebung betrifft, der schönste freie Platz in Frankfurt, und machte gegen das Ende des vorigen Jahrhunderts diesen Anspruch noch mehr gelten, als heutzutage.

Prächtige, palastartige Häuser erhoben sich hier nach verschiedenen Richtungen hin, und unter diesen zeichnete sich namentlich das — unter der Leitung eines Familienvereins der adlichen Ganerbschaft Limburg stehende — von Cronstettische Damen-Stift aus, dessen ungemein lange fensterreiche Fronte fast die ganze eine Seite des Platzes einnahm und wirklich noch einnimmt.

Hier hatte Kaiser Leopold II. während seines Aufenthaltes in Frankfurt residirt; hier wohnte jetzt der eine Chef des Bankierhauses Jacob Friedrich Gontard und Söhne ... Herr Jacob Friedrich Gontard.

Also eine Finanz-Größe, wo sich früher der Glanz Kaiserlicher Majestät gezeigt! ... und welche Erinnerungen knüpften sich an die Ganerbschaft Limburg!*)

---

*) „Ganerbschaften," waren durch gemeinschaftlichen Besitz begründete Gesellschaftsverträge, in den Händen dieser Gesellschaften ruhend und mit ihnen forterbend.

Diese, aus altadlichen Patricier-Familien hervorgegangene Gesellschaft — die sich nach dem hauptsächlichsten ihrer Versammlungshäuser nannte —*) reichte ja aus dem fernen Mittelalter in die Gegenwart herüber.

Entschieden nahm diese Gesellschaft Jahrhunderte hindurch in Frankfurt den ersten Rang unter allen übrigen ähnlichen Gesellschaften und Verbindungen ein**), da schon im fünfzehnten Jahrhundert viele edlen Geschlechter sich zu ihr zusammenschlossen. Das Banner dieser Gesellschaft — der Ganerben zu Limburg — zeigt eine Jungfrau, die einen Sperber auf der Hand trägt; ihr zur Seite einen Affen mit einem Spiegel. Unten den altdeutschen Reimspruch:

„Zucht und eren, soll man meren,
und Freud nit weren."

Spruch und Bild deuten auf eine gesellige Verbindung. Das Wappen selbst aber kommt, bis auf wenige Steine, mit jenem der Dynasten von Limburg überein***).

Bei der Aufnahme in diese Gesellschaft ward auf

---

*) Dem alten Hause Limpurg, auf dem Römerberge, wo selbst in den ältesten Zeiten die Limpurger (Limburger) Wollenweber auf der Messe ihre Waare feil zu halten pflegten.

**) Die Gesellschaften und Ganerbschaften: Frauenstein, Laderan und Löwenstein.

***) Kirchner's Geschichte von Frankfurt. I. 429. u. f.

Ahnenprobe gesehen; mehr aber noch als durch Ahnen glänzten die Mitglieder durch rühmliche Dienste, der theuren Vaterstadt in gefährlicher Zeit geleistet, — durch milde Stiftungen —*) und namentlich auch durch die thätigste Unterstützung der Wissenschaften und Künste. Aber auch an Lust und Heiterkeit gebrach es der Gesellschaft Limburg und ihren Mitgliedern wahrlich nicht. Hoch ging es bei ihren Festen, hoch und lustig auf ihrer Trinkstube zu**).

Ueberhaupt waren die guten Frankfurter von jeher lebensfrohe Menschen. Sagt doch der Chronist selbst, wenn er von jener Ganerbschaft und der Zeit spricht, in der sie in höchster Blüthe stand:

„Weniger hielten die Väter der Stadt von äußerer Pracht, hoch aber ging es her bei den köstlichen Banketten! Da war der Stadtkoch geschäftig, ein gutbesoldeter Mann sammt seinen Gehülfen. Ueberall führte

---

*) Die Altbürger des Hauses Limpurg haben allein von 1438 bis 1479 für 52,586 Goldgulden an milde Stiftungen vermacht.

**) Interessant ist es, daß in der jüngsten Zeit die alte Trinkstube des Hauses Limpurg wieder durch Herrn Weinhändler Bonnet eröffnet wurde und zwar mit Benutzung des ursprünglichen, noch ganz mittelalterlich hergerichteten, auf dicken Steinsäulen ruhenden Raumes. Bei ausgezeichnetem Wein und trefflicher Bewirthung findet so die Phantasie des Besuchers der „Trinkstube zum alten Limpurg," dicht neben dem Römer, einen so reichen Spielraum wie in dem weltberühmten Bremer Rathskeller.

ein Küchenmeister die Rechnung; da gab es Walpurgis-, Pfingst- und Bürgermeistergelage, Hirschessen, Mahlzeiten auf der Fahrpforte, der Samstagstrunk, das Unterzechen, und für die Schreiber der Untertrunk auf der Botenstube, der Bürgermeister Diener Untertrunk und wie die Namen alle heißen, die der Durst ersonnen hat*). Berühmter aber war kein Ehrenmahl als das Hirschessen, wenn feistes Wildpret im Hirschgraben erlegt wurde. Außer den Rathsfreunden und ihrer zahlreichen Sippschaft, schmaußten hier als fröhliche Gäste die Haupt- und Amtleute, die Advocaten, die Aerzte, die Stadt- und Gerichtsschreiber mit ihren Untergebenen, der Oberstrichter und die weltlichen Richter, die Visirer, Kornschreiber, Wagenmeister, Zöllner u. s. w.; dann alle Prälaten, Priester und Mönche, Konthure, Edelleute und andere ehrbare Männer. Oft wurden die Humpen gefüllt, der Wein war gut, gut und lecker die Speisen. Den Alten trug man Speise und Trank nach Hause.

Auch von Gelagen auf den Trinkstuben der Altbürger geben Zeitgenossen fleißig Nachricht. So beschreibt

---

*) Nie wurde auf den Aemtern der Weinkrug leer. Die vielen Hauptgelage und der große Durst zwischen der Zeit, den jeder von dem Höchsten bis zu dem Niedrigsten im Rathskeller zu löschen trachtete, war einer der vornehmsten Klagepunkte der Bürgerlichen im Jahre 1614. Man verwandelte die Gelage in ein mäßiges Geldgeschenk.

Bernhard Rohrbach ein solches Gelag der Altbürger in seinem Zeitbuch (1466): „Den Sonntag und Montag Abend aßen Männer und Frauen auf der Trinkstube zu Limburg, und hielten nach der Mahlzeit einen öffentlichen Tanz. Den Dienstag aßen sie dort zu Mittag, und zogen dann in fröhlichen Reihen hinüber nach dem deutschen Haus. Hier wurden drei Tänze gehalten, nach dem ersten trank man firnen Wein, nach dem zweiten neuen Wein und Dreysenehen, nach dem dritten wurden Semmeln ausgetheilt. Dann zog die Gesellschaft zu Sanct Johannishaus. Hier werden sie mit Kohl, Häringen und Braten bewirthet, an firnem und neuem Wein ist Ueberfluß. Von hier wankt der Zug nach dem Antoniterhof. Dort wieder drei Tänze. Nach dem ersten weißen Wein und Confect, nach dem andern rothen und Lebkuchen, zuletzt Semmel und kleine Messer als Geschenk. Am Mittwoch: die Gesellschaft speiset auf Limburg zu Mittag. Nach Tische spielen die Frauen mit den Gesellen, oder sie sehen einem Ritterstechen zu; sobald das Abendessen vorüber ist, blasen Stoßpfeifer zum Tanz. Am Donnerstag: die Gesellschaft versammelt sich in des reichen Hartmann Becker's Garten, Junghof genannt; man setzt sich paarweise zu Tisch. Heute bewirthen die Damen ihre Freunde mit grüner Suppe, gesalzenen Pricken und Häringen. Nach dem Abendessen auf Limburg werden Pfänder gelöset. Am

Sonntag: die Gesellschaft speiset auf Limburg zu Nacht. Die Zier der Tafel ist ein köstlicher Mandelkäse, den jährlich drei Frauen verfertigen, die dafür von allen Gesellen geküßt werden."

Solche Erinnerungen knüpften sich an die Ganerbschaft Limburg unter deren Leitung auch das Cronstettische Damenstift stand, dessen großes Haus Herr Jacob Friedrich Gontard umgebaut hatte und jetzt bewohnte.

Von der eben gedachten Heiterkeit war freilich hier nichts zu hören, . . . und . . . gerade heute Abend war es doppelt still, da Herr Gontard in Gesellschaft gefahren, Frau Gontard-Borkenstein sich aber — wie fast allabendlich — von dem Hauslehrer aus einem neuerschienenen trefflichen Buche vorlesen ließ.

Ganz einsam aber war es in einem oberen Stübchen des Hauses. Kein Licht brannte hier, — kein Ton ließ sich hören . . . außer schweren Athemzügen, die sich einer weiblichen, wohl stürmisch bewegten Brust entrangen.

Es war Mamsell Clara, die hier am Fenster saß, und, den Kopf auf beide Arme gestützt, durch die Glasscheiben hinaus auf den mit Schnee bedeckten Roßmarkt starrte.

Ihre Figur war jetzt noch runder und voller geworden, wie ehemals. Der Busen schien sogar das Kleid sprengen zu wollen, und, . . . um der Taille nur eini-

germaßen jungfräuliche Nettigkeit zu geben, bedurfte es eines gewaltigen Schnürens. Auch in ihren Zügen hatte sie sich einigermaßen verändert, nur die Augen waren so groß und flammend geblieben, als ehedem, und rollten und leuchteten auch noch wie sonst, wenngleich es jetzt manchmal aus ihnen blitzte, als ob Haß und Neid im tief Inneren des Herzens ihr Wesen trieben.

Und so war es denn auch in der That, nur daß sich auch noch eigenthümliche Sorgen dazu gesellten.

Von der Liebe eines Weibes zum Haß ist oft nur ein kleiner Sprung.

Mamsell Clara hatte sich seiner Zeit wirklich in den Hauslehrer verliebt. Ihre Eitelkeit und Selbstsucht ließ sie auch glauben, daß dieser sie wiederliebe. Schrecklich war daher für sie die Enttäuschung gewesen, . . . furchtbar sein Zurückstoßen an jenem, in mehr als einer Bedeutung unseligen Abend.

Das von Hölderlin ausgestoßene „Unglückliche!" verfolgte sie mit Furienungestüm, wie es — gleich allem, was darauf folgte, — ihre Liebe schon an jenem Abende in Haß umwandelte.

Und diesem Haß, dem eine verzehrende Eifersucht zur Seite ging, hatte es seit jener Zeit wahrlich nicht an Nahrung gefehlt, obgleich Hölderlin alles vergessen zu haben schien und sich stets gegen Mamsell Clara, wenn auch zurückhaltend, doch mild-freundlich bewies.

Aber es ist eine eigene Sache um ein zurückgestoßenes, in seinen Liebeshoffnungen getäuschtes Mädchenherz, zumal wenn es so leidenschaftlich, so egoistisch und auf Verheirathung so verpicht ist, wie jenes, das Mamsell Clara unter ihrem hochklopfenden Busen trug.

Die Selbstständigkeit unserer Individualität, tritt, wo sie das Uebergewicht erlangt, als Egoismus und Selbstsucht hervor. Dann macht sich der Mensch — wie dies Mamsell Clara nur zu gerne that — zum Mittelpunkte der ihn umgebenden kleineren oder größeren Welt; bezieht, ohne alle anderen Rechte zu achten, alles auf sich selbst, als das höchste Ziel, und nimmt gegen Außen nur den Schein der Humanität an. Was alsdann ein solcher Egoismus vielleicht auch Gutes und Schönes schafft, geschieht nur, um sich selber geltend zu machen; wogegen er mit Unmuth und Neid auf alles Gute und Schöne sieht, was von Anderen ausgeht.

In Claras Herz wurzelte von jenem Abende an — an welchem ihr die Ahnung gekommen, daß Hölderlin im Stillen ihre Herrin liebe und am Ende gar von dieser wieder geliebt werde — ein tiefer unbezwinglicher Neid gegen die hohe Frau.

In selbstsüchtiger Verblendung glaubte sie dabei, durch ihr Aeußeres, so wie durch die Liebe, die sie zu dem jungen Manne empfand, besonderen Anspruch auf dessen

Besitz zu haben, . . . und da ihr nun weder dieser noch Hölderlin's Liebe ward, so verfolgte sie, von jenem Momente an, Frau Gontard-Borkenstein mit erbitterter Eifersucht; — den früher angebeteten jungen Mann aber... mit tiefem Haß.

Was aber ist denn der Haß anderes, als der gerade Gegensatz der Liebe? Vertritt nicht jener die abstoßende, diese die anziehende Kraft in der Welt der Geister? Ist nicht die Liebe die alles erweckende und segnende Wärme, der Haß aber die alles vernichtende und ertödtende Kälte?

Die zurückgestoßene Liebe verliert sich aber in Haß, wie die abnehmende Tugend in das Laster, — und des Hasses giftige Blüthen sind alsdann Rache und stille innere Wuth, die selbst eigenen Schaden nicht achtet, wenn nur dem Gehaßten dadurch ein noch größerer erwächst.

Dabei ist noch ein Anderes zu beachten: alle Leidenschaften verrauchen, . . . selbst der Wahnsinn überspannter Liebe . . . nur nicht der Haß, da dieser keinesweges auf bloßer Phantasie beruht, sondern . . . auf dem peinlichen, widrigen, nicht ersterbenden Nachgefühl wirklich oder auch scheinbar erlittenen Unrechts. Dann aber gleicht der Haß dem Ameisenlöwen: überall macht er seine Trichtergruben, um seine Beute zum Fall zu bringen; — fort und fort gleicht er den Bienen und

Wespen, die stechen . . . auch wenn sie darüber Stachel und Leben verlieren.

Mamsell Clara beobachtete von jener Zeit an Madame Gontard und Herrn Hölderlin auf das schärfste. Ueberall und immer verfolgte die Haushälterin Beide mit wahren Argusaugen.

Indeß . . . sie konnte nichts gewahren, was auch nur entfernt Unrecht gewesen wäre, und woran sich vielleicht ein Racheplan hätte knüpfen lassen.

Da kam die Flucht der Familie nach Cassel dazwischen, und entzog — Mamsell Clara mußte ja im Hause zurückbleiben — die Verhaßten ihren Beobachtungen.

Allgewaltig steigerte sich dadurch der Haushälterin Eifersucht und Wuth. Sie gelobte sich in ihrem Inneren, bei Rückkunft der Familie eine um so sicherere Rache.

O Himmel! wie schön, wie hold, wie engelgleich ist doch ein gutes edles Weib!

Weich sind ihre Muskeln; weich ist ihr Herz, empfänglich und bildsam. Leicht erklingt es beim leisesten Anschlage des Schmerzes und der Freude. Wo der Mann flüchtig gerührt wird, fließen die Thränen des Weibes. Wo der Mann kalt vorübergeht, findet das Weib immer noch ein Blümchen der Freude am Wege, und fließt der Strom ihrer Gefühle auch stiller, als in des Mannes Brust, so ist er um so tiefer.

Aber auch eben darum wie schrecklich ein von gehässigen Leidenschaften ergriffenes Weib! Wie entstellen sie diese;... wie ziehen sie zum Furchtbaren herab, was so schön, so hold, so beglückend sein könnte!

Als die Familie Gontard nach den Kriegsstürmen wieder in Frankfurt eingezogen war, stand der Haushälterin Vorsatz: ihre Herrin und den jungen Hauslehrer zu verderben, unerschütterlich fest — und zwar um so unwandelbarer, als sie sich selbst am Rande des Verderbens fühlte.

Am Rande des Verderbens! . . . ja . . . denn . . . sie mußte heirathen . . . sie mußte es schon deshalb, um ihre Stelle im Gontard'schen Hause nicht zu verlieren, denn diese hielt sie in der Nähe der beiden Gehaßten, und nur so war ihre Rache auszuführen.

Aber auf welche Weise?

Frau Gontard-Borkenstein blieb sich immer gleich. Ist strenge Sittlichkeit des Herzens und des Lebens das Erste, was von einem Weibe gefordert wird, das auf Achtung Anspruch macht, so war Madame Gontard ein Beispiel davon. Es war an ihr auch nicht die leiseste Spur einer leichtfertigen Denkungsart oder frivolen Lebensweise — wie sie nur zu oft bei Damen höherer Stände vorkommt — zu finden.

Im Gegentheile: sie wußte recht gut, daß sich eine Frau nicht tiefer herabwürdigen kann, als wenn sie zeigt,

daß sie keine Grundsätze habe, oder es doch mit diesen nicht so genau nehme. Gerade ihre strenge Sittlichkeit und Tugend gaben ihr jene hohe und edle Freiheit und Kraft!

Dafür aber, daß ein Liebesverhältniß zwischen ihr und dem jungen Hauslehrer bestehe, war nun gar kein Beweis aufzufinden, . . . nicht einmal ein Schein.

Freilich besuchte jetzt Frau Gontard-Borkenstein fast keine Gesellschaft mehr, und gab auch nur dann welche, wenn es Herr Jacob Friedrich ausdrücklich wünschte. Aber Frau Gontard war ja auch Mutter; . . . ihre Kinder wuchsen mehr und mehr heran und sie beschäftigte sich gern und viel mit ihnen. Die Kriegszeiten hatten ohnedem das gesellschaftliche Leben etwas gestört.

Mamsell Clara begriff dies allerdings nicht. O Himmel! wenn sie an Madame Gontard's Stelle gewesen wäre, welch ein Leben hätte sie da führen wollen: jeden Abend wäre sie in Gesellschaft, in Concerte, in's Theater oder auf einen Ball gefahren, oder hätte die prächtigsten Gesellschaften gegeben . . . aber dies zu Hause bleiben . . . dies Lesen und sich vorlesen lassen? . . .

Aber konnte denn nicht gerade dahinter etwas stecken? . . . Der Hauslehrer war jung, geistreich . . . sehr schön . . . ach! . . . so schön . . . daß Mamsell Clara mitten in ihrem Haß, wenn sie an ihn dachte, oft

noch von wunderbaren Gefühlen berührt wurde. Aber sie riß sie dann mit einer Art Wuth aus dem Herzen und . . . haßte den Undankbaren nur um so bitterer.

Da aber die Haushälterin nach sich selbst — nach ihrer eigenen Denk- und Gefühlsweise urtheilte, — blieben die abendlichen Vorlesungen verdächtig.

Zwar wußte sie von dem alten Jacob her, daß bei diesen Vorlesungen und Gesprächen zumeist die Kinder in dem geöffneten Nebenzimmer unter Aufsicht der Gouvernante spielten; . . . aber wenn nun die Kleinen zu Bett gegangen waren? . . .

Mamsell Clara hatte es nicht über das Herz bringen können, sich schon zu verschiedenenmalen Abends nach dem Zimmer zu schleichen, in welchem sich Madame Gontard und der Hauslehrer befanden. Sie hatte hier an der Thüre eines Nebenzimmers gelauscht, . . . Herr Hölderlin las: das einemal über Kunst . . . entsetzlich langweiliges Zeug, wie Clara meinte . . . das anderemal über Rom und Griechenland . . . noch langweiliger.

Einmal auch sprachen sie nur: der junge Mann warm und begeistert, . . . Frau Gontard milde und ruhig.

Aber es war wieder langweiliges albernes Zeug! Der Hauslehrer sprach öfter von einer Diotima.

„Diotima?“ . . . Mamsell Clara kannte Niemand

dieses Namens. Er aber schien schwärmerisch begeistert von ihr. Sie erinnerte sich noch, was er damals sagte:

„O Diotima“ — sagte er — „kennt die mächtige Fülle ihres Herzens nicht, und, lieblich erschrocken von dem Reichthum in ihr, begräbt sie ihn nur zu sehr in der Tiefe ihrer Brust.“

Dann war von einem schönen geistigen Leben . . . von Ausbildung und Vollendung der Seele und ähnlichen Dingen die Rede.

Da sagte er wieder:

„Es giebt große Stunden im Leben. Wir schauen an ihnen hinauf, wie an kolossalen Gestalten der Zukunft und des Alterthums; wir kämpfen einen herrlichen Kampf mit ihnen, und bestehen wir vor ihnen, so werden sie, wie Schwestern, und verlassen uns nicht.“

So ungefähr hatte er gesagt; . . . aber Clara verstand und behielt nur wenig davon. Hatte sie doch ganz andere Dinge erwartet.

Auch das Schauen durch das Schlüsselloch führte zu nichts: Frau Gontard saß jedesmal, mit einer feinen Handarbeit beschäftigt, auf dem Sopha, . . . der Hauslehrer ihr gegenüber auf einem Stuhle, zwischen Beiden stand der runde Theetisch.

Uebrigens war dies Heranschleichen und Lauschen eine gefährliche Sache für Mamsell Clara; denn der

alte Jacob ging ab und zu. Einmal aber von diesem bemerkt, würde es böse Scenen gesetzt haben, und ... die Haushälterin hatte sehr triftige Gründe jedes Zerwürfniß mit dem alten guten, augenscheinlich noch immer in sie verliebten, Factotum des Hauses zu vermeiden.

Wenn aber ihr Lauschen und durch das Schlüsselloch schauen, — wenn alle ihre Beobachtungen bis jetzt auch noch zu keinem Resultate geführt hatten, so gab sie die Sache darum doch noch nicht auf. Eifersucht und Haß ließen ihr keine Ruhe. Und dann ... o! sie war ja doch überzeugt, daß hier ein Liebesverhältniß bestehe!

Aber wie dahinter kommen? ... wie die Verhaßten verderben?

Clara dachte auch jetzt daran, ... schmiedete auch jetzt wieder an Plänen, während sie — den Kopf auf die Arme gestützt — hinaus in die Nacht und auf den beschneiten Platz starrte. Draußen war alles finster und kalt, ... auch in ihr war es finster ... aber es glühte dabei ein Verderben sprühendes Feuer in ihrer Seele.

Ein Weib, daß aus verschmähter Liebe haßt, kann zur Furie werden. Eher könntest du den wüthenden Nordsturm, die erzürnten Elemente, die rebellische Natur zur Ruhe bringen, als ihren Rachedurst stillen.

„Und es besteht doch ein Liebesverhältniß zwischen Beiden!“ — sagte sie jetzt finster vor sich hin, und der ganze unselige Abend im Garten schwebte an ihr vorüber. — „Jedenfalls liebt er sie!“

Sie sah sich in dem Tempel . . . ihr Herz pochte wie damals . . . Gott! er kam!

Welche Liebe brachte sie ihm entgegen . . . und er? . . . er stieß sie zurück.

„Aber warum?“ — rief jetzt Clara zornglühend und ihre Augen wurden noch weiter und größer und starrten fast funkelnd durch Scheiben und Nacht.

„Warum? . . . weil er eine Andere zu finden glaubte . . . und wer? wer? konnte in dem geschlossenen Garten die Andere sein . . . als sie?“

Die Haushälterin schwieg; aber sie biß die Zähne aufeinander, daß sie knirschten und ihre Hände, die an den Schläfen ruhten, hatten sich geballt.

„Und dann“ — fuhr sie heftig, mit sich selbst sprechend, fort — „und dann, rief er nicht voll Schreck und Erstaunen im Tone bitterer Enttäuschung: und Sie sind es, die mir geschrieben? . . . und von Ihnen stammen die Blumen?“

Clara fuhr auf; ihre Gestalt hob sich hoch empor;... sie glich, von Dunkelheit umflossen, einem finsteren, der Tiefe entstiegenen Geiste.

„O!“ — rief sie jetzt, die Hände ausstreckend —

„dies Sie, dies Ihnen und der Ton, der auf beiden lag, hat ihn verrathen. Er glaubte also, daß ihn eine Andere zu jenem Rendez-vous bestellt, . . . daß die Blumen von einer Anderen herrührten. Es giebt aber in unserem Hause keine Andere, die er hätte meinen können . . . als . . . sie! . . . und zu wem sprach die Flöte? . . . nur die Liebe kann ihr solche Töne, solche Melodien entlocken!“

Clara warf sich auf einen Stuhl . . . ihr Herz bebte. Sie war ihrer Sache, was den Hauslehrer betraf, gewiß . . .

Aber . . . ob er sich erklärt? . . . ob sie davon wisse? . . . ob sie ihn wiederliebe?

Clara hätte ein paar Jahre ihres Lebens darum gegegeben, wenn sich ihr hier Gewißheit geboten... Herr Gontard ahnte bis jetzt nichts . . . aber ein Wort . . . und . . .

In diesem Augenblicke kam es wie eine Ohnmacht über sie.

Mamsell Clara, die sonst nichts von Nervenschwäche gewußt und geahnt, hatte in der letzten Zeit öfter über solche zu klagen. Auch Schwindel, Kopf- und Zahnweh stellten sich hie und da ein.

Im Augenblick war es eine Beengung, die sie erfaßt. Eine entsetzliche Angst kam über sie, . . . sie mußte wieder an den unseligen Abend denken.

Ihr Herz klopfte dabei wie ein Hammer.

„Unseliger!“ — rief sie, an Hölderlin denkend, — „auch daran bist Du schuld! Ohne Dich wäre ich nie . . .“

In diesem Augenblicke klopfte es leise und schüchtern an die Thüre.

Mamsell Clara fuhr erschrocken auf.

Wer konnte jetzt zu ihr kommen? . . . jetzt . . . so spät . . . und in der Dunkelheit?

Und sie hatte kein Licht zur Hand.

Es klopfte wieder.

„Herein!“ — rief sie; die Thüre öffnete sich und der alte Jacob erschien unter ihr.

„Ach, Sie sind es?“ — rief jetzt die Haushälterin erfreut.

Aber der alte Jacob blieb stehen; — er wußte nicht recht, ob es sich auch schicke, in der Dunkelheit bei einem Mädchen einzutreten . . . und zwar noch dazu mit einem Vorhaben, wie er es im Herzen trug.

Mamsell Clara dagegen war die Dunkelheit aus guten Gründen weniger unangenehm.

„Nun, treten Sie doch ein!“ — sagte sie daher — „ich habe freilich kein Licht; aber bei alten Bekannten und Hausgenossen wird Niemand etwas dabei finden.“

Die Haushälterin hatte diese Worte mit so süßem

Ton gesprochen, daß es den alten Jacob ganz selig überlief.

Und Mamsell Clara wußte recht gut, was sie that. Daß der Alte in sie verliebt war, stand fest; . . . daß er möglicherweise auch mit einem Heirathsantrage kommen könne, lag nicht fern.

Er selbst hatte ja an jenem bewußten verhängnißvollen Abende, — als er sie nicht gefunden und Clara sich in der Dunkelheit und in dem Gebüsche, in dem sie später Doktor Ehrmann in die Hände fiel, verborgen hielt, — er selbst hatte ja damals im Unwillen des Verfehlens laut zu sich gesagt: und ich wollte ihr doch mittheilen, daß sie es als meine Frau gut haben solle.

Als seine Frau! . . . es schauerte damals das Mädchen allerdings ein wenig bei diesem Gedanken;... indeß . . . die Zeiten ändern sich!

Heute — sie mußte es sich gestehen — war der alte Jacob ihre letzte und einzige Hoffnung. Der Doktor ging ihr sichtlich aus dem Wege, und wer?... wer?... wäre so blind wie der alte verliebte Jacob gewesen. Und doch mußte sie heirathen. . . .

Daher war denn auch in der letzten Zeit ihr Betragen gegen das Factotum des Gontard'schen Hauses ein so aufmerksames und zuvorkommendes, daß es dem Alten den Kopf völlig verrückte. Er war von der Ge-

genliebe Mamsell Claras überzeugt, was ihn vor Entzücken fast kindisch machte.

Monsieur Gontard schüttelte häufig den Kopf, wenn der sonst so pünktliche und zuverlässige Diener die verkehrtesten Geschichten anrichtete.

„Parbleu!“ — platzte er dann wohl heraus — „j'y perds mon latin! Jacob . . . das Alter macht ihn zum Schwachkopf!“

Freilich fühlte sich Jacob dadurch gerade nicht geschmeichelt; aber die innere Liebesseligkeit ließ ihn auch den Tadel tragen und hob ihn über alle „Schwachköpfe“ der Erde.

Nur die Erklärung und Bewerbung hielt ihm schwer, zumal das erste Rendez-vous mißglückt war, und wer weiß, ob er den Muth dazu gefaßt hätte, wenn ihn nicht Doktor Ehrmann in der letzten Zeit so häufig dazu aufgefordert und angespornt. Und Doktor Ehrmann war ja ein so trefflicher Mann, der es so gut mit ihm meinte, . . . für den er durch Feuer und Wasser gegangen wäre; . . . warum sollte er nicht auch hier seinem Rathe folgen? Und der wackere Mann versprach sogar für den Fall, das Jacob das Jawort erhalte, eine ganz schöne Aussteuer, da er Mamsell Clara, als ein höchst braves Mädchen, sehr hoch schätze.

Und heute — der Doktor hatte ihm wieder eine ganze Stunde lang zu- und eingeredet — heute nahm

denn auch Jacob wirklich alle Courage zusammen und...
stand nun vor der Angebeteten.

Die Zeit war freilich eigenthümlich gewählt; einmal aber hielt ihn sein Dienst am Tage zurück, und dann war die Dunkelheit für zweierlei gut: sie verdeckte seine Verlegenheit und . . . Mamsell Claras Augen, deren seliges Strahlen bei seiner Bewerbung er sich vernichtend dachte.

So waren denn beide Theile mit diesem nachtumschatteten Besuche einverstanden.

Jacob trat mit einer gewissen Feierlichkeit ein, die sich in seinen Bewegungen kund gab; denn von den Gesichtszügen war wenig mehr zu sehen, da die tiefe Dämmerung die Scene schwarz in grau malte.

„Setzen Sie sich, Herr Jacob!“ — hub endlich die Haushälterin an, indem sie dem Verlegenen einen Stuhl hinrückte und sich gegenüber setzte.

„O!“ — entgegnete dieser, indem er die Haltung seines Herrn nachzumachen suchte — „das würde eine Projectation sein . . . es geht auch im stehen!“

„Aber ich bitte Sie.“

„O beschweren Sie sich nicht.“

„So muß ich, wenn mir Herr Jacob die Ehre seines Besuches erweist und nicht Platz nehmen will, ebenfalls stehen.“

„Bitte, bitte!“

„So folgen sie.“

Beide gelangten jetzt glücklich auf Stühle und Clara rückte den ihren der Dunkelheit wegen so nahe, daß ihr Kleid des alten Dieners Knie berührte.

Jacob zitterte vor Seligkeit; eine jugendliche, verjüngende Wärme durchströmte dabei seinen Körper.

Er seufzte vor Wonne und vor Verlegenheit tief auf.

„Und was verschafft mir die Ehre?“ — frug jetzt Clara mit einer wahren Silberstimme.

Jacob räusperte sich.

„Mein Fräulein!“ — hub er dann feierlich an ... Hier aber blieb er in seiner Rede stecken.

Eine Pause trat ein.

„Kann ich Ihnen mit etwas dienen?“ — frug Mamsell Clara. — „Sie haben nur über mich zu verfügen. Ein so würdiger.“ ...

„Verfügen ...?“ — seufzte Jacob — „o! verfügen sollen Sie ja ... über mich?“

„Ueber Sie?“

„Sehen Sie, Mamsell Clara ... Fräulein, wollte ich sagen.“

„Bitte!“

„Sie entschuldigen, daß ich so constertirt bin ... aber wenn einem ...“

„Nun? Sie sind doch nicht leidend.“

„Doch, doch? fühlen Sie hieher!“ — und er nahm Claras Hand und führte sie an sein Herz.

„Doch kein Herzleiden?“ — sagte diese, die Jacob gewähren ließ.

„Allerdings! allerdings . . .“

„Das erste, was ich höre.“

„Und wissen Sie . . .“

„Was?“

„Wer die Schuld daran trägt?“

„Nun?“

„Incroyable . . . aber wahr . . .“

„Ich spanne!“

„Sie!“

„Wer? ich?“

„Ja! Sie, mein Fräulein! — Sie Mamsell Clara! . . . Sie! . . . die ich anbete!“

Und Jacob ließ sich bei diesen Worten von dem Stuhle herab auf seine Knie gleiten, was bei seinem Alter allerdings nicht ganz ohne Schwierigkeit abging.

In Mamsell Clara jauchzte es auf . . . sie war gerettet! Aber noch galt es, das Gewonnene nicht wieder zu verlieren.

Sie that, als sinke sie überrascht zurück:

„Mein Gott!“ — stöhnte sie dabei.

„Ja! ja!“ — rief der noch immer zu ihren Füßen liegende, indem er ihre Knie zärtlich umschlang und an

sich drückte — „Sie . . . Sie, Mamsell Clara . . .
Sie haben mir es angethan. Sie sollen über mich verfügen, meine Frau werden . . . und ich habe mir ein schönes Kapitälchen zusammen gespart . . . wie sich alle meine Gefühle in der Liebe zu Ihnen zusammenconcentirten . . . und dann wird auch der Doktor . . .“

„Wer?“ — rief Clara bestürzt dem Knieenden zu.

„Der Doktor!“

„Ehrmann?“

„Ja!“

„Und was? . . . was ist mit ihm?“

„O, er ist der edelste Mensch von der Welt. Er wird Sie — da er Sie als das bravste und beste Mädchen schätzt . . .“

„Er wird mich? . . . was?“

„Reichlich ausstatten, wenn Sie mir das Jawort geben.“

„Das hat er versprochen?“

„Ja!“ — rief Jacob stolz — „und daß er uns nicht verlassen, ja daß er selbst mein Hausfreund bleiben wolle. Denken Sie, der berühmte Mann! . . . der Mann, der mit Monsieur Gontard, Herrn von Bethmann und all' den anderen vornehmen Herren umgeht!“

„Es ist sehr edel von ihm!“ — meinte Clara, und jetzt bewies sich der Vortheil der Dunkelheit. Niemand

sah das freudige Aufblitzen ihrer Augen und die dunkele Röthe, die auf ihren Wangen brannte.

„Aber stehen Sie doch auf!“ — rief sie jetzt — „ich bitte Sie!“

„Nein!“ — entgegnete der Knieende — „es ist wonnig hier zu Ihren Füßen. Ach, Monsieur Gontard würde sagen: das sind die Präropative der Liebe!“

„Aber . . .“

„O lassen Sie mich!“

„Ich bitte!“

„Nicht . . . ehe Sie mir Ihr Jawort gegeben!“

„Sie erschüttern mich!“

„O! zittere ich denn nicht auch am ganzen Körper?“

„Und Sie wollten mich wirklich . . .?“

„Ja! ich will Sie heirathen . . .“

„Und wann?“

„O! so bald es möglich! Je eher, je lieber!“

Clara war überglücklich. Was konnte sie unter den obwaltenden Verhältnissen mehr wünschen, zumal wenn Doktor Ehrmann sein Wort hielt und ihr und ihrem Gatten als treuer Hausfreund zur Seite blieb.

Entzückt neigte sie sich zu dem Knieenden herab . . . und . . . ihre Lippen brannten aufeinander.

Ein ideales Verhältniß.

Das Jahr 1797 war erschienen und mit ihm ein gar lieber Besuch für Hölderlin: sein Freund Hegel suchte ihn in Frankfurt auf.

Als ruhiger Verstandesmensch war er für den schwärmerischen, phantasiereichen Dichter ein sehr wohlthuender beruhigender Umgang, der denn auch mit voller Muse von Beiden genossen wurde; denn da weder der Eine noch der Andere mit Berufsgeschäften überladen war, so konnten sie wieder in ungestörtem Zusammensein — wie einst auf der Universität — Stunden freundschaftlichen Gespräches feiern: philosophiren, politisiren und ihre geistige Welt in schönem Gedankenaustausche mit neuen Ideen bereichern.

Bald darauf kam auch Hölderlins Halbbruder, den der Dichter, da ein Universitätsaufenthalt von der Mutter nicht zu erwirken war, auf einen Besuch nach Frankfurt eingeladen hatte.

Hölderlin führte ihn natürlich gleich zu dem Lands-

manne Hegel, und dieser empfing den Bruder seines Freundes mit größter Herzlichkeit.

Wie fühlte sich der junge Hauslehrer so glücklich in diesen Tagen des Wiedersehens, die dem stillen ruhig-klaren Himmel, den er in sich trug, noch einen zweiten beigesellten.

Aber der Frühling sollte Hölderlin in diesem Jahre noch mehr Freudenblumen bringen.

Nach der Abreise und Rückkehr des Bruders, wurde der Dichter des „Hyperion" — denn rasch schritt dieser in jener schönen Zeit vorwärts — auch noch durch einen Besuch eines anderen lieben Universitätsfreundes erfreut.

Dieser hatte vor kurzem seine Braut durch den Tod verloren; während sich sein Schwager fast zu gleicher Zeit in einem Anfalle von Schwermuth bei Straßburg in den Rhein stürzte. Wie natürlich mußten diese traurigen Ereignisse des jungen Mannes Geist schwer darniederbeugen, und wirklich hielt sich dieser denn auch nur mit Mühe aufrecht, und zwar durch die eifrige Thätigkeit, welche er seiner Hauptbeschäftigung, dem Unterrichte, widmete, und durch mancherlei Arbeiten, unter denen die Uebersetzung des Virgil die vorzüglichste war und ihm reiches Lob erwarb.

Nun kam er nach Frankfurt, sein Herz vor dem

Freunde auszuschütten und sich in seinen Armen von dem harten Schlage, der ihn getroffen hatte, zu erholen.

Und wo hätte er einen liebevolleren Tröster finden können, als in seinem edlen Freunde Hölderlin?" — Wer wäre im Stande gewesen, seiner gebeugten Seele einen so schönen, so freudigerhabenen Aufschwung zu geben als dieser, der ja selbst, den Göttern gleich, in geistigen Sphären wandelte, die sich so leicht keinem Sterblichen öffnen.

Dem Freunde ward sogar durch Hölderlin das Höchste zugewandt, was dieser geben konnte: er ward durch ihn bei Frau Gontard-Borkenstein eingeführt und ihr vorgestellt. Sie empfing ihn auf das Liebenswürdigste. Herrliche — geistig frisch und reich belebte Stunden — verschwanden ihm hier, und überglücklich verließ er das Haus, die hohe Schönheit, die Liebenswürdigkeit und Anmuth, so wie den Geist der Herrlichen bewundernd, die hier still und groß, wie eine Göttin, herrschte.

Wie selig erbebte da das Herz Hölderlins! Das Geheimniß seines Himmels in der Brust, vermochte er ihr nur mit wenigen Worten das höchste Lob zu spenden, das sein Mund ertheilen konnte, und das in der Frage lag: — „Nicht wahr, eine Griechin?" — Auch Goethe kam um jene Zeit nach Frankfurt. Der Gewaltige stand damals im Zenith seiner Manneskraft. Hölderlin sah

auch ihn und trat mit ihm in ein freundliches Verhältniß.

Solche Besuche wirkten natürlich sehr wohlthätig auf Hölderlins Wesen zurück; namentlich dämpften sie den allzuhoch gehenden Wogenschlag seiner schwärmerischen Seele wenigstens einigermaßen. Die Gedrücktheit des Jugendfreundes, die philosophische Ruhe Hegels und Goethe's ließen ihn erkennen, daß es zur Darstellung der höchsten Schönheit in sich selbst, doch auch des Maßes, der Ruhe bedürfe; gerade jenes edlen Ebenmaßes, jener bezaubernden Ruhe, deren Abbild diejenige war, die ihm im Geiste als Diotima — als die Heldin seines nun im ersten Theile vollendeten „Hyperions" — vorschwebte.

Aber jene Besuche waren auch von einer anderen Seite nöthig.

Hölderlin war von Natur ein stiller, in sich zurückgezogener Mensch; er hatte daher nur wenig Umgang nach Außen, und wie hätte derjenige auch einen solchen suchen sollen, der so unendlich viel in seiner nächsten Nähe fand? — Auch war eine rein kaufmännische Stadt — so vortrefflich eine solche sein mag, das einmal anerkannte, im Glanze des Ruhmes brillirende Genie zu ehren, — doch im allgemeinen nicht der Ort, einen jugendlich aufstrebenden Geist zu heben, zu bereichern und zu

ermuthigen. Besuche fremder bedeutender Geister waren also zur Anregung nöthig.

Und dann . . . lief der junge Dichter in dieser Stadt „des Geldes" nicht, wie jeder Mann von Geist, Gefahr, von dem erbärmlichen Geldstolze in jeder Beziehung niedergehalten zu werden? . . . er? der in dem stolzesten aller kaufmännischen Häuser als Hauslehrer angestellt war?

Geld und Geist! — Was ist Geist in einer kaufmännischen Stadt, wenn es nicht „Speculationsgeist" ist?! . . . nichts . . . gar nichts!

Und was ist Geld? . . . Geld ist Alles! . . . Geld ist hier: Geist, Tugend, Schönheit, Befähigung, Ehre, Ruhm, Macht, Einfluß, . . . und . . . Gewissen.

Sehr schön sagt Demokritos, der lachende Philosophe, über den Geldstolz: Im Gefolge des Ahnenstolzes finden wir häufig Geistesbildung oder wenigstens feinere Lebensart; die Zeiten sind vorüber wo ein Hofcavalier, der nachsehen sollte ob das Thermometer gefallen sei? mit der Antwort zurück kam: es hängt noch an Ort und Stelle; — oder ein Dorfedelmann unter „Taktik" die Wissenschaft vom „Takt" verstand, und ein Herr von Spiegel einem Gelehrten, der ihm eine Abhandlung von sphärischen Spiegeln überreichte, das Compliment machte: „Sie wissen mehr als ich von mei-

ner Familie; mir war noch rein unbekannt unsere Nebenlinie, die Sphären!" Gar viele Adelige machen sich aus dem Gelde so wenig, selbst wenn sie es entlehnt haben, als Villeroi, der beim Anziehen den Kammerdiener zu fragen pflegte: „Hast du mir auch Geld in die Tasche gesteckt?" denn in der Heraldik ist Silber nicht umsonst durch Leere angedeutet. Der Stolz des Offiziers und des Gelehrten ruht auf Muth, Tapferkeit, auf Wissen und Genügsamkeit; selbst der weibliche Stolz auf Schönheit, Geschmack und Artigkeit; — aber worauf ruhet der Geldstolz? lediglich auf dem Geldsacke; daher ist solcher unstreitig mehr ekelhaft, gehässig und drückend als jeder andere, und lächerlicher ohnehin.

Warum fragt man in unseren Handelsstädten und namentlich auch in dem guten Frankfurt — nicht wie die Engländer, statt: „Wie reich ist er?" . . . „Wie viel ist er werth?" und antwortet: „he is worth 20,000 pounds!"

Wenn wir dann die 20,000 pounds subtrahiren, so ist der ganze Mensch . . . keinen Heller werth; gerade wie jener stolze Kaufmann der einen Mann ohne Vermögen frug: „Wie viel halten Sie mich werth?" — „Zehntausend Louis!" — entgegnete dieser. „Ha!" — rief der Kaufmann — „so viel ist allein der Ring an

meinem Finger werth!" — da lächelte der Andere und sagte: „den hab' ich auch dazu gerechnet!"

Geld regiert freilich die Welt, und Gut macht Muth; aber nur zu häufig auch . . . Uebermuth!

Sind erst einmal recht viele Geldsäcke auf einander gehäuft, werden manche Menschen zu den ausgezeichnetsten, wackersten und ehrlichsten Leuten — virtus post nummos! (Nach der Tugend das Geld!) und da Geld rund ist, bestimmt, von einer Hand in die andere zu rollen, so muß auch der Weise sagen: Superflua non nocent! (Ueberflüssiges schadet nicht.)

Der alte Simonides schon antwortete auf die Frage: „Ist's besser, reich oder weise zu sein?" — „Reich! . . . denn ich sehe die Weisen vor der Thüre der Reichen, aber nicht umgekehrt!"

Irus oder Krösus, . . . nur der, der menschlich denkt und fühlt, ist wirklich Mensch!

In dieser Beziehung war es indessen für Hölderlin gerade ein Glück, daß er keinen Umgang suchte und wenig mit der Außenwelt in Berührung kam. Selbst den Herrn des Hauses sah er nur wenig. Frühstück, Mittagessen und Abendbrod empfing der Lehrer auf seinem Zimmer. Außerdem war ein „Hauslehrer" für Herrn Jacob Friedrich Gontard eigentlich nur eine Sache, . . . gewissermaßen nur ein zur Erziehung der Kinder „amployirter" Diener, . . . ein Nichts! Und da Mon-

sieur Gontard — dessen Leben sich zwischen Comptoir, Börse, Theater und Lhombre verlief, und der noch dazu stets einen großen Theil des Jahres in Paris zubrachte, — diese Gesinnung auch bei seiner Frau mit unumstößlicher Gewißheit voraussetzte, so hatte er gar nichts dagegen, wenn sich diese von dem Hauslehrer hie und da vorlesen ließ. Enfin! sie spielte ja auch Clavier! Ließ sich vom „Tailleur" Kleider anmessen und vom Schuhmacher Schuhe!

Für einen oder eine Gontard waren alle diese Menschen nicht da! Für sie begann die Menschheit ja erst bei Jenen, die wenigstens „Hunderttausende" besaßen. Uebrigens war Herr Jacob Friedrich Gontard ein Mann von so feiner Lebensart, daß er den äußeren Anstand gegen den Lehrer nie verletzte. Lehrer mußte es geben, so gut wie Bäcker und Metzger, und denjenigen den er „hatte," der sollte gut sein. Von anderem Unsinn — als daß Herr Hölderlin Dichter sei — nahm er keine Notiz. Dichter und Schriftsteller waren ihm überhaupt lächerliche Wesen: Schwärmer und Narren; ... sie müßten denn gerade, wie Herr von Goethe, zugleich Minister sein. Und von diesem begriff er nicht, wie sich ein anständiger Mann mit solchen Lapalien abgeben könne.

„Geld!" war für ihn das Losungswort des Lebens; ... nicht in der kleinen jämmerlichen Bedeutung, wie

es die sogenannten gewöhnlichen Menschen nehmen, . . . sondern als Repräsentant des Begriffes „Reichthum." Den Reichthum und fürstlichen Glanz seines Hauses und seiner Familie zu mehren, war und blieb seine einzige Lebensaufgabe; „Soll" und „Haben" waren seine Welt, in der er sich bewegte und allein glücklich fühlte; . . . für die er allein Sinn und Gedanken hatte.

Wie? . . . hätte er da die Welt ahnen sollen, die sich in der letzteren Zeit im Geiste und im Herzen seiner Gattin aufgebaut? Diese hochgeistige, reine, lichte Welt, die allerdings zu schön war ... für ein irdisches Wesen und Sein.

Wunderbar — und gewiß einzig in der Welt dastehend — hatten sich nämlich seit dem Aufenthalte in Cassel die Beziehungen zwischen Frau Gontard-Borkenstein und dem Hauslehrer gestaltet.

Es war in der That unmöglich, ein edleres, idealeres und reineres Verhältniß zu finden als jenes, welches den begeisterten Dichter an die liebenswürdigste der Frauen knüpfte.

Und diese Frau vergab sich, trotz dieser geistigen Beziehungen, nicht das Geringste!

Die Sache verhielt sich nämlich wie folgt:

Es giebt einen geheimnißvollen Zug der die Menschen an einander kettet, der auf gleichem Streben beruht, der bald die beugende Macht der Verehrung übt,

bald die Poesie der Liebe und der Freundschaft weckt, bald den Reiz der Geselligkeit verleiht. Es ist jene mächtige Zugkraft der Seelen, die wir Sympathie nennen. Wir können sie nicht erklären, nicht beschreiben, nicht beweisen, wir können sie nur empfinden. Unwillkürlich fesselt oder trennt sie Diejenigen, die sich einander begegnen. Sie wirkt um so mächtiger, je weniger noch die kalte Hand des Verstandes in das Leben greift. Nicht Dankbarkeit, nicht Schwäche, nein, ein natürliches Band fesselt das Kind an die Mutter. Nicht Berechnung schließt und lößt die Freundschaften der Kinder; sie folgen dem augenblicklichen Zuge des Gefühls, den schnellen Veränderungen des innersten Wesens im Gange der Entwicklung. Je bestimmter nun freilich die Lebensaufgaben sich sondern, je stärker Selbstsucht, Ehrgeiz und Stolz hervortreten, desto vorsichtiger weichen wir dem Gefühle aus, desto öfter täuscht es uns in der Wahl derer, an deren Hand wir unserem Ziele entgegen gehen wollten. Wahre Liebe erlischt, wo berechnete Zwecke sich geltend machen. Aber giebt es denn nicht Menschen, deren Herzen auch in reiferen Jahren kindlich bleiben?

Hölderlin hatte das Schicksal mit einem solchen, in der That noch kindlichen, weiblichen Wesen zusammengeführt, das in seinem Tiefinnersten wie für ihn geschaffen war. Beide waren edle, körperlich und geistig schöne Menschen; . . . Menschen von einer ungemein fein-gei-

stigen Organisation; . . . Menschen, die bis dahin die, ihrem Seelenbedürfniß naturgemäß entsprechende Sphäre noch nicht im Leben gefunden hatten. Denn schien auch die Gontard'sche Ehe nach Außen hin eine ganz gute . . . nun . . . so war sie dies eben nach Außen hin, keineswegs aber in höherer geistiger und gemüthlicher Beziehung. Es war eine ganz gute Ehe, wie es — dem oberflächlichen Wesen der feinen Welt nach — so manche giebt. Geld hatte Geld, ein bedeutender Name den anderen geheirathet. Mann und Frau waren Leute von Bildung: sie fanden sich also sofort in ihre Lage, nahmen die Dinge wie sie waren und lebten als Ehegatten mit einander. Und dies Leben war ja leicht, angenehm, zerstreuend genug. Schooßkinder des Glück's, und von diesem mit allen Segnungen des Lebens überschüttet, von Allem umgeben was das Herz nur wünschen konnte, — wiegte bald die süße Gewohnheit eines solchen Lebens bei Frau Gontard-Borkenstein alle jene tieferen Ansprüche ein, die früher wohl ihre Mädchenseele an das Leben gestellt. Der Wogenschlag eines fast fürstlichen Daseins schaukelte sie in einen gefälligen Taumel des Genusses, den ihr feiner Sinn, ihr reicher Geist immer doch zu adlen wußte. Weniger konnte die Ehe an dem Gatten verändern: Herr Gontard blieb, was er gewesen, Geschäftsmann mit Leib und Seele — aber auch nur Geschäfts-

mann — charakterisirt durch das Wort, das er sich zu seiner Devise erwählt: „Les affaires avant tous!“

So war er allerdings in dem Geschäft, in seinen Finanzoperationen, auf der Börse, in Betreff des „Soll“ und „Haben“ ausgezeichnet, auch als rechtlicher Charakter allgemein anerkannt und geachtet; . . . aber der Gatte mußte natürlich, dem Geschäfte gegenüber, zurücktreten. Wenig sah er Frau und Kinder, und so blieb sich die Erstere — ohne indeß je über wirkliche Vernachlässigung klagen zu können — zumeist selbst überlassen. Das Verhältniß ward eben mit der Zeit — da sich weder Geist noch Herz daran betheiligten — eine anständige aber kalte Gewohnheitssache.

Da wuchsen die Kinder heran und bedurften einen Hofmeister.

Hölderlin kam in das Haus. Schön, von einnehmender Bildung, ein junger, damals schon genannter Dichter, reichen Geistes und nur für Großes, Schönes und Erhabenes schwärmend, konnte seine Erscheinung für Frau Gontard-Borkenstein nicht ohne Einfluß bleiben. Das Leben mit seinen immer wiederkehrenden Genüssen, . . . der Umgang mit so vielen vornehmen, aber zugleich leeren und nichtssagenden Menschen, war ihr doch mit der Zeit schal und langweilig geworden. Hölderlin erschien daher wie ein zweiter Moses: mit dem Stab

des Geistes an den Felsen schlagend, entquoll dem dürren Steine sofort eine frisch sprudelnde Lebensquelle.

Der Schleier sank vor den Augen Beider . . . sie wußten und empfanden es selig: daß sie für einander geschaffen seien!

Hier aber standen sie auch an dem Rande des Abgrundes . . . einen Schritt weiter, und sie wandelten — nach den einmal bestehenden gesellschaftlichen Begriffen — den Weg des Verderbens.

Hoch, groß und selig wallte in dem Herzen des jungen Dichters seine anbetende Verehrung für diejenige auf, die seines Lebens Ideal geworden. Ja! bis zum Aufenthalte in Cassel hin, hatte sich seine Verehrung zu glühender Leidenschaft gesteigert, ohne freilich sich anders hervorzuwagen, als in schwärmerischen hochbegeisterten Ergüssen . . . an Diotima gerichtet.

Wie hätte da das Herz einer Frau nicht auch erbeben sollen, der im Leben . . . noch keine Liebe geworden?

Und es erbebte für Momente! . . . Aber hier auch bewies sich die Kraft weiblicher Tugend und Würde auf herrliche Weise.

Frau Gontard-Borkenstein hatte nie vergessen, was sie sich, ihrer Stellung und ihrem Gatten schuldig war. Selig und glücklich in dem neu begonnenen geistigen Leben, . . . sich mit vollem Bewußt-

sein der schönen Sympathie mit einer der edelsten Dichterseelen hingebend, . . . wies sie mit ihrer bezaubernden Milde und Ruhe auch die schönste und edelste Aufwallung in Hölderlin und sich selbst in die richtigen Schranken zurück.

Nichts von Liebe kam über ihre Lippen. Sie bat selbst Hölderlin, sie nicht mehr als Diotima anzureden; aber sie erlaubte ihm gern, die ganze Gluth seines Herzens in seinem Romane „Hyperion" auszugießen und dort in der Liebe Hyperion's zu Diotima zu schildern.

O wie selig berührt fühlte sie sich dann, wenn er ihr solche Stellen vorlas. Wie schwelgten Beide in dem Entzücken, sich zu verstehen und — mit der strengsten Achtung der Sittlichkeit und Herzensreinheit — doch eines zu sein im Geiste, in einer, fast göttlich erhabenen, unausgesprochenen, wahrhaft idealen Liebe.

Selten wohl hat in der Geschichte ein so reines, so edles und hohes Verhältniß bestanden.

Hölderlin lebte dabei nur seiner Pflichterfüllung: der bestmöglichsten Erziehung der Kinder, auf welche er die volle Wärme seines Herzens und Geistes ausströmen ließ. Auch „Hyperion" reifte heran, und war — nach zahllosen Aenderungen und Verbesserungen seinem eigenen Seelenzustande entnommen — jetzt in seinem ersten Theile vollendet.

O Himmel! wenn er alsdann Neugeschaffenes vorlas, wußte sie dann nicht was es bedeute? . . . . was er damit sagte und auszudrücken bestrebt war?

Ja! es war ein so reines als erhabenes und wohl kaum noch dagewesenes Glück, was Beide auf diese Weise genossen!

Wie begeistert las er doch aus seinem „Hyperion" vor; . . . wie still entzückt, in Wonne aufgelöst, lauschte sie ihm.

Und er las wie Hyperion seine Diotima fand.

Hyperion und Diotima.

Begeistert entströmten dem jugendlich schönen Dichter die Worte:

„Hyperion an Bellarmin!

Mir ist lange nicht gewesen, wie jetzt.

Wie Jupiters Adler dem Gesange der Musen, lausch' ich dem wunderbaren unendlichen Wohllaut in mir. Unangefochten an Sinn und Seele, stark und fröhlich, mit lächelndem Ernste, spiel' ich im Geiste mit dem Schicksale und den drei Schwestern, den heiligen Parzen. Voll göttlicher Jugend frohlockt mein ganzes Wesen über sich selbst, . . . über Alles.

Wie der Sternenhimmel, bin ich still und bewegt.

Ich habe lange gewartet auf solche Festzeit, um Dir einmal wieder zu schreiben. Nun bin ich stark genug; nun laß mich Dir erzählen.

Mitten in meinen finsteren Tagen lud ein Bekannter von Kalaurea herüber mich ein. Ich sollt' in seine Ge-

birge kommen, schrieb er mir; man lebe hier freier als sonst wo, und auch da blüheten, mitten unter den Fichtenwäldern und reißenden Wassern, Limonienhaine und Palmen und liebliche Kräuter und Myrten und die heilige Rebe. Einen Garten hab' er hoch am Gebirge gebaut und ein Haus; dem beschatteten dichte Bäume den Rücken und kühlende Lüfte umspielten es leise in den brennenden Sommertagen; wie ein Vogel vom Gipfel der Ceder, blicke man in die Tiefen hinab, zu den Dörfern und grünen Hügeln und zufriedenen Heerden der Insel, die alle, wie Kinder, umher lägen um den herrlichen Berg und sich nährten von seinen schäumenden Bächen.

Das weckte mich denn doch ein wenig.

Es war ein heiterer blauer Apriltag, an dem ich hinüberschiffte. Das Meer war ungewöhnlich schön und rein, und leicht die Luft wie in höheren Regionen. Man ließ im schwebenden Schiffe die Erde hinter sich liegen, wie eine köstliche Speise, wenn der heilige Wein gereicht wird.

Dem Einflusse des Meeres und der Luft widerstrebt der finstere Sinn umsonst. Ich gab mich hin, fragte nichts nach mir und andern, — suchte nichts, — sann auf nichts, — ließ vom Boote mich halb in Schlummer wiegen, und bildete mir ein, ich liege in Charons Nachen.

O! es ist süß, so aus der Schaale der Vergessenheit zu trinken.

Mein fröhlicher Schiffer hätte gerne mit mir gesprochen; aber ich war sehr einsylbig.

Er deutete mit dem Finger und wies mir rechts und links das blaue Eiland; aber ich sah nicht lange hin, und war im nächsten Augenblicke wieder in meinen eigenen lieben Träumen.

Endlich, da er mir die stillen Gipfel in der Ferne wies und sagte, daß wir bald in Kalaurea wären, merkt' ich mehr auf, und mein ganzes Wesen öffnete sich der wunderbaren Gewalt, die auf einmal süß und still und unerklärlich mit mir spielte. Mit großem Auge, staunend und freudig sah ich hinaus in die Geheimnisse der Ferne, leicht zitterte mein Herz, und die Hand entwischte mir und faßte hastig meinen Schiffer an — so? — rief ich, das ist Kalaurea?

Und wie er mich darum ansah, wußt' ich selbst nicht, was ich aus mir machen sollte.

Ich grüßte meinen Freund mit wunderbarer Zärtlichkeit. Voll süßer Unruhe war all' mein Wesen.

Den Nachmittag wollt' ich gleich einen Theil der Insel durchstreifen. Die Wälder und geheimen Thäler reizten mich unbeschreiblich, und der freundliche Tag lockte alles hinaus.

Es war so sichtbar, wie alles Lebendige. Mehr

denn tägliche Speise begehrt ja das Herz; wie auch der Vogel sein Fest hat und das Thier.

Es war entzückend anzusehen! Wie, wenn die Mutter schmeichelnd frägt, wo um sie her ihr Liebstes sei, und alle Kinder in den Schooß ihr stürzen, und das Kleinste noch die Arme aus der Wiege streckt, so flog und sprang und strebte jedes Leben in die göttliche Luft hinaus, und Käfer und Schwalben und Tauben und Störche tummelten sich in frohlockender Verwirrung unter einander in den Tiefen und Höhen, und was die Erde festhielt, dem ward zum Fluge der Schritt!

Ueber die Gräben brauste das Roß und über die Zäune das Reh, und aus dem Meergrund kamen die Fische herauf und hüpften über die Fläche.

Allen drang die mütterliche Luft an's Herz, und hob sie und zog sie zu sich.

Und die Menschen gingen aus ihren Thüren heraus und fühlten wunderbar das geistige Wehen, wie es leise die zarten Haare über der Stirne bewegte, wie es den Lichtstrahl kühlte, und lösten freundlich ihre Gewänder, um es aufzunehmen an ihre Brust, — athmeten süßer, berührten zärtlicher das leichte klare schmeichelnde Meer, in dem sie lebten und webten.

O Schwester des Geistes, der mächtig in uns waltet und lebt, heilige Luft! wie schön ist's, daß du, wohin

ich wandere, mich geleitest, Allgegenwärtige, Unsterbliche!

Mit den Kindern spielte das hohe Element am schönsten.

Das summte friedlich vor sich hin, — dem schlüpft' ein taktlos Liedchen aus den Lippen, — dem ein Frohlocken aus offener Kehle; das streckte sich, jenes sprang in die Höhe; ein anderes schlenderte vertieft einher.

Und all' dies war die Sprache Eines Wohlseins, alles Eine Antwort auf die Liebkosungen der entzückenden Lüfte.

Ich war voll unbeschreiblichen Sehnens und Friedens!

Eine fremde Macht beherrschte mich.

Freundlicher Geist, sagt' ich bei mir selber, wohin rufest du mich? nach Elysium oder wohin?

Ich ging in einem Walde, am rieselnden Wasser hinauf, wo es über Felsen heruntertröpfelte, wo es harmlos über die Kiesel glitt; und allmählig verengte sich und ward zum Bogengange das Thal, und einsam spielte das Mittagslicht im schweigenden Dunkel. — — —

Hier — ich möchte sprechen können, mein Bellarmin! möchte gerne mit Ruhe Dir schreiben.

Sprechen? — o! ich bin ein Laie in der Freude, ich will sprechen!

Wohnt doch die Stille im Lande der Seligen, und

über den Sternen vergißt das Herz seine Noth und seine Sprache.

Ich hab' es heilig bewahrt! wie ein Palladium hab' ich es in mir getragen, das Göttliche, das mir erschien!

So lagst du hingegossen, süßes Leben, so blicktest du auf, . . . erhubst dich, ... standest nun da, in schlanker Fülle, göttlich ruhig, und das himmlische Gesicht noch voll des heitern Entzückens, worin ich dich störte!

O! wer in die Stille dieses Auges gesehen, . . . wem diese süßen Lippen sich aufgeschlossen, wovon mag der noch sprechen?

Friede der Schönheit! göttlicher Friede! wer einmal an dir das tobende Leben und den zweifelnden Geist besänftigt, wie kann dem anderes helfen?

Ich kann nicht sprechen von ihr; . . . aber . . . es giebt ja Stunden, wo das Beste und Schönste, wie in Wolken erscheint, und der Himmel der Vollendung vor der ahnenden Liebe sich öffnet; da, Bellarmin! da denke ihres Wesens, . . . da beuge die Knie mit mir, und denke meiner Seligkeit! aber vergiß nicht, daß ich hatte, was Du nur ahnest; daß ich mit diesen Augen sah, was nur, wie in den Wolken Dir erscheint.

Daß die Menschen manchmal sagen: sie freueten sich!

O glaubt, ihr habt von Freude noch nichts geahnet! Euch ist der Schatten ihres Schattens noch nicht erschienen.

O! geht, und sprecht vom blauen Aether nicht, ihr Blinden!

Wie war denn ich?

War ich nicht wie ein zerrissen Saitenspiel? Ein wenig tönt' ich noch; aber . . . es waren Todestöne.

Ich hatte mir ein düster Schwanenlied gesungen! Einen Sterbekranz hätt' ich gern mir gewunden, aber... ich hatte nur Winterblumen.

Und wo ist sie nun hingekommen, die Todtenstille, die Nacht und Oede meines Lebens? die ganze dürftige Sterblichkeit?

O Diotima! Diotima! himmlisches Wesen! — — — — —

Noch seh' ich den Abend, an dem mein Freund mich zum erstenmale zu ihr in's Haus brachte.

Sie wohnte nur einige Schritte von uns am Fuße des Berges.

Ihre Mutter war ein denkend zärtlich Wesen, — ein schlichter fröhlicher Junge der Bruder, und beide gestanden herzlich in allem Thun und Lassen, . . . daß . . . Diotima die Königin des Hauses war.

Die Königin des Hauses und der Herzen!

Ach! es war alles geheiligt und verschönert durch ihre Gegenwart.

Wohin ich sah, was ich berührte, ihr Fußteppich, ihr Polster, ihr Tischchen, ... alles war in geheimem Bunde mit ihr. Und da sie zum erstenmale mit Namen mich rief, ... da sie selbst so nahe mir kam, daß ihr unschuldiger Athem mein lauschend Wesen berührte! ...

Wir sprachen nur wenig zusammen. Wovon auch sollten wir sprechen?

Wir sahen nur uns.

Von uns zu sprechen, scheuten wir uns. Man schämt sich ja seiner Sprache. Zum Tone möchte man werden und sich vereinen in einen Himmelsgesang!

Vom Leben der Erde sprachen wir endlich.

So feurig und kindlich ist ihr noch keine Hymne gesungen worden.

Es that uns wohl, den Ueberfluß unseres Herzens der guten Mutter Erde in den Schoos zu streuen. Wir fühlten uns dadurch erleichtert, wie die Bäume, wenn ihnen der Sommerwind die fruchtbaren Aeste schüttelt, und ihre reifen Früchte in das Gras wirft.

Ein paar Tage darauf kamen sie herauf zu uns.

Wir gingen zusammen im Garten umher.

Diotima und ich geriethen voraus; — wir traten

oft Thränen der Wonne in's Auge, über das Heilige, das so anspruchslos zur Seite mir ging.

Vorn, am Rande des Berggipfels standen wir nun, und sahen hinaus in den unendlichen Osten.

Diotima's Auge öffnete sich weit; — wie die Knospe der Rose sich aufschließt dem goldenen Lichte, schloß ihr liebliches Antlitz sich auf und ward lauter Sprache und Seele, und, als begänne sie den Flug in die Wolken, stand, sanft emporgestreckt die ganze Gestalt, in leichter Majestät, und berührte kaum mit den Füßen die Erde.

O! unter den Armen hätt' ich sie fassen mögen, wie der Adler seinen Ganymed, und hinfliegen mit ihr über das Meer und seine Inseln.

Nun trat sie weiter vor und sah die schroffe Felsenwand hinab.

Sie hatte ihre Lust daran, die schreckende Tiefe zu messen, und sich hinab zu verlieren in die Nacht der Wälder, die unten aus Felsenstücken und schäumenden Wetterbächen herauf die lichten Gipfel streckten.

Das Geländer, worauf sie sich stützte, war etwas niedrig. So durft' ich es ein wenig halten, das Reizende, indeß es so sich vorwärts beugte.

Ach! heiße zitternde Wonne durchlief mein Wesen, und Taumel und süßes seliges Toben meine Sinne.

Und dann die Herzenslust, so traulich neben ihr zu

stehen, und die zärtlich-kindliche Sorge, daß sie fallen möchte, und die Freude an der Begeisterung des herrlichen Wesens.

Was sind doch alle Schätze der Erde, des Wissens, des Ruhmes und der Ehre gegen einen Augenblick der Liebe? Sie ist aber auch das Gelungenste, das Göttlichschönste in der Natur! Dahin führen alle Stufen auf der Schwelle des Lebens. Daher kommen wir, dahin gehen wir!

Hölderlin schwieg.

„Ja!" — sagte Frau Gontard, sich erhebend, und in wunderbar zauberhaftem und doch ruhigem Glanze spiegelte sich in ihrem schönen edlen Antlitze die Seligkeit, die ihr Inneres erfüllte, — „ja! mein Freund, Sie haben recht: daher kommen wir, ... dahin gehen wir! Selig, wer dies erkannt und als freudiges Bewußtsein in seinem Herzen trägt. Darin ... und darin allein liegt der Himmel!"

Und sie grüßte freundlich mit dem Haupte und verschwand im Nebenzimmer.

Der Freier.

„Giebt es wirklich ein Leben, das zu schön ist für diese Welt und darum, wenn es im lieblichsten Lichte aufgeleuchtet hat, hinwegschwindet . . . eben um seiner Schöne willen? Ist den Sterblichen ein Maß von Freude verliehen, das die einen auf lange Zeit ausdehnen, die anderen in glühendem Drange rasch verzehren? . . . Oder sollen Diejenigen, die im Glück sich erprobt haben, auch zeigen, wie sie dem Unglück Stand halten? . . . Diejenigen, die sich im Frieden des Daseins gebildet, auch in Leid und Kampf ihre Wahl treffen und ihr endliches Loos selber entscheiden?"

„Man kann solche Fragen bei überraschenden und ergreifenden Schicksalswendungen sich aufwerfen; aber ihre volle Beantwortung entzieht sich dem Geiste. Das menschliche Leben webt sich aus Verhängniß und eigenem Thun; — wer will entscheiden, wie viel der unwiderstehliche Drang und wie viel die Kraft, die zum Kampfe mit ihm gegeben ist, an dem Geschicke

Theil hat? Wenn dieses abgeschlossen vor uns liegt, dann schimmert uns zumeist erst ein Sinn entgegen, der uns genügen muß, und wir können vertrauen, daß ihm die letzte Vollendung durch eine höhere Macht nicht entgehen werde!" — —

Das Verhältniß zwischen Hölderlin und der bis zur Anbetung verehrten Dame seines Herzens hatte sich so unendlich schön gestaltet, daß in der That für seine Dauer zu fürchten war. Hölderlin selbst dachte oft klopfenden Herzens daran . . . er frug sich, ob nicht auch die Götter sein Glück neiden müßten.

O! er ahnte nicht, daß schon die Schlange im Staube zische; . . . daß ein finsteres, furchtbares Geschick mit höllischem Triumphiren nach zwei wahrhaft kindlichen, und in ihrer kindlichen Reinheit glücklichen Herzen lange. Aber er und sie bedachten auch nicht, daß sie sich durch dies — wenn auch noch so reine und ideale Verhältniß — doch den sicheren, mit der einmal bestehenden Ordnung der Dinge harmonirenden Schranken enthoben hatten, die der zum Gesetz gewordene Gebrauch seit Jahrhunderten gezogen. Sie hatten sich groß und schön, über die Gewöhnlichkeit erhoben . . . damit aber auch den giftigen Pfeilen der Verläumdung, dem Unheil des Mißverstehens um so mehr ausgesetzt.

Um wieviel sicherer wandelt dagegen derjenige Mensch

den Pfad eines stillen Glückes, der bescheiden die schwindelnden Höhen meidet und in ruhiger Achtung der bestehenden Ordnung der Dinge — selbst auf die Gefahr hin, beschränkt zu erscheinen, — mit den Genüssen zufrieden ist, die ein oft kaum bemerktes Dasein ihm bietet.

Freilich sind wir es ja nicht, die ursprünglich die Sphären bestimmen, die im Leben von uns gewandelt werden müssen, — so wenig, als wir uns selbst Temperament, Charakter und Anlagen geben. Aber vor einem können wir uns immer hüten: vor einer allzuschwärmerischen Auffassung des Lebens. Wehe Jedem, den sein all' zu idealisirender Geist in die ungemessenen Fernen schwärmen läßt! Immer wird er sich in excentrischen Bahnen verlieren . . . und . . . untergehen.

Wie schön reifte doch jetzt wieder eine bescheidene Blüthe, in den socialen Niederungen des Lebens erwachsen, ihrem kleinen stillen Lebensglücke entgegen.

Da für den Augenblick die Kriegesstürme verbraust und Frankfurt wieder frei von fremden Truppen war, durften Käthchen Löschhoff und ihre Freundin Mina auch wieder ihre Zimmer verlassen; ja beide wurden jetzt öfter — wenn sich Vater oder Mutter abgehalten sahen in dem Wirthszimmer die Aufsicht zu führen — zu diesem Geschäfte beordert. Die Mädchen saßen als-

dann mit ihrer Arbeit hinter dem Schenktische, plauderten vertraulich mit einander und nahmen das Geld ein, während ein Junge den Gästen den braunen schäumenden Gerstensaft brachte. Uebrigens wurde damals noch nicht so viel Bier getrunken, wie in unseren Zeiten: denn einmal war man in der Kunst des Brauens noch ziemlich zurück, und dann gab es damals noch billigeren Wein. Auch verlangte der schlichte Bürgersmann kein auswärtiges Getränke; ihm schmeckte, nach gethaner Arbeit, schon der um Frankfurt herum wachsende Röderberger, Mühlberger und Sachsenhäuser Wein. Wer sich von der Bürgerklasse alsdann noch etwas mehr zu Gute thun wollte, der ging zu den Dominikanern. Dort im Garten und in der Trinkstube des Klosters gab es dann besseren Rebensaft und kostbares „Pfaffenbrod."

Auch heute wieder saßen Käthchen und Mina an dem angedeuteten Platze in der Wirthshalle des Löschhoff'schen Brauhauses; denn allerdings war dieser Ort mehr eine Halle, als ein Zimmer zu nennen; aber es lag etwas hübsches und vertrauliches in dem Raume, der mit seinen alterthümlichen Wölbungen und dicken Steinsäulen an das Mittelalter erinnerte.

Da es noch früh am Tage und daher auch von Gästen noch wenig die Rede war, konnten die Mädchen um so ungehinderter plaudern, und sie thaten dies wirklich nach Herzenslust.

Indeß . . . die Zeiten ändern sich und mit ihnen die Menschen! Auch diese reifen, wie alles im Leben, und dies reifer werden zeigte sich ja gerade so sehr in dem Gespräche der Beiden.

Nicht mehr war es das kindliche Geplauder von früher, . . . nicht mehr lag in ihm das so ganz unbefangene Wesen, welches Hölderlin und Sinklair noch auf der Feldberg-Parthie beide fast als Kinder erscheinen ließ.

Kaum mehr als ein einziges Jahr lag zwischen dieser Zeit, . . . und doch hatte sich in ihr — namentlich Käthchen — ganz gewaltig verändert. War sie doch jetzt zur völligen Jungfrau heran gereift. Eine Metamorphose, die uns bei Mädchen in jenem Alter gar manchmal überrascht. Ihre Formen waren runder und voller geworden, — ihre Gesichtszüge hatten sich entschiedener ausgebildet — fest gestellt, könnte man sagen, — und namentlich hier war das rein Kindliche jenem geheimnißvoll Jungfräulichen gewichen, das einen so unbeschreiblichen Zauber auf jedes Herz auszuüben vermag. Aber auch in Käthchens ganzem Wesen gab sich dies reifer werden kund. Der Ernst der Zeit und ihre stille Liebe hatten wohl wesentlich dabei mitgewirkt. Sie war anstelliger geworden, wußte sich leicht in alles zu schicken. Aus ihren Zügen sprach ein festeres Herz, ein tiefes Gemüth. Wie die Mutter hatte sie etwas Ent-

schlossenes angenommen, — etwas, das eine tüchtige resolute Hausfrau versprach. Und doch war ihr auch wieder ihr kindlich-fröhlicher Sinn geblieben, ... die glückliche Heiterkeit und Unbefangenheit der Jugend.

Und diesen fröhlichen Sinn nährte ihre Liebe gar sehr.

Was kümmerte es sie, daß sie den Geliebten, seit dem Feste auf dem „Sandhofe", nicht mehr gesehen; ... daß er sich eigentlich noch gar nicht förmlich gegen sie erklärt, ... daß, um zu einem glücklichen Ziele zu gelangen, noch unendlich viele Schwierigkeiten zu überwinden waren! ... Was kümmerte sie das alles? ... Käthchen wußte, daß *sie* Neuber liebe und von *ihm* *wieder geliebt* werde. Sie trug die Ueberzeugung in ihrem Inneren, daß sich ein junger Mann von Neuber's festem thatkräftigem Charakter schon einen Weg bahnen werde ... und dann ... dann kam er und hielt um sie an ... dies sagte ihr ihr Herz.

Da war nichts von schmachten und seufzen zu bemerken, kein trübes sinnen und ängstigen, wie es wohl bei anderen Mädchen vorgekommen wäre. Heiter und vertrauensvoll erfaßte Käthchen die Gegenwart, und ebenso schaute sie in die Zukunft.

Sie stellte sich dabei das Ziel ihrer Wünsche gar nicht so ferne vor. „Wenn der hoch edle Rath und Senat der Stadt Herz und Kopf auf dem rechten Fleck

hat," — sagte sie mehr denn einmal zu Mina — „so muß er ja einem jungen Manne, wie Neuber, die erste passende Anstellung geben, die frei wird. Neuber hat es wahrlich verdient."

Und . . . daß der Mensch in seiner Jugend das Ziel seiner Wünsche immer so nahe glaubt, ist denn das nicht ein Glück? ein kräftiger Sporn zum Vorwärtsstreben? und — selbst wenn sich seine Hoffnungen nicht erfüllen — eine der schönsten aller Täuschungen, mit welchen die Natur der Schwachheit unseres Wesens aufhilft?

Auf diese Weise blieb Käthchen heiter und vertrauend, — so heiter, daß selbst die Mutter, die doch in ihr Herz geblickt — manchmal irre an der Tochter wurde. Mina aber warf sogar der Freundin oft allzugroße Zuversicht und jugendlichen Uebermuth vor.

Uebrigens freute sich die Meisterin im Stillen gar sehr an Käthchens Wesen . . . über die Lust, die das Töchterchen mit einemmale an der Haushaltung gewonnen, . . . über ihre Anstelligkeit . . . und . . . über den frischen fröhlichen Lebensmuth, der sie zu beseelen schien. Die gute Frau sah sich ja in der Tochter wieder, und zwar ganz, wie sie selbst in ihrer Jugend gewesen, als ihr jetziger Mann um sie gefreit.

Dem Manne aber theilte sie nichts von ihren weiteren Vermuthungen mit. Sie liebte nicht über Dinge

zu sprechen, die nicht ganz ausgemacht waren, und ließ gern die Sachen an sich heran kommen. Sie hatte dabei ihre eigenen Gedanken: achten, recht wahr und aufrichtig achten mußte sie den jungen Neuber, um seiner schönen That willen schon, . . . und . . . gefallen that er ihr auch. Nur schade, daß er kein tüchtiger Handwerker war, mit einigem Vermögen. Eine gute Anstellung hätte es auch gethan . . . aber so? . . .

Es war dies nicht Hochmuth oder Habsucht bei der Meisterin, wohl aber praktischer Sinn. Ihr Motto hieß: „Wehe! wehe! ohne Geld ist keine Ehe!" Auch wußte sie, wie sehr ihr Mann hierin mit ihr harmonire und auf ein solides Handwerk und Vermögen halte. „Handwerk hat einen goldenen Boden!" — war *sein* Losungswort.

Sie wartete also ruhig ab, was da kommen werde; fühlte sich aber durch Käthchens Heiterkeit selbst gehoben.

Und diese Heiterkeit machte sich ja gerade eben wieder bei dem Töchterchen in dem Geplauder Luft, in das sich dieses und Mina in der Wirthshalle hinter ihrer Arbeit verstrickt hatten.

Aber hatten sie denn nicht auch einen wichtigen Gegenstand zu besprechen?

Mamsell Clara — o es war unerhört! — Mamsell Clara, die „*fürnehme Mamsell*," wie sie der

Meister Löschhoff immer nannte, war Braut geworden, ... Braut mit einem alten grauköpfigen Manne! ... mit einem Diener des Hauses Gontard!

Sie, deren Augen immer so jugendlich gerollt, ... sie, die stets nach jungen Männern gefahndet, ... sie, die immer die Vornehme hatte sein wollen, ... sie ... Braut eines alten Bedienten!

O, es war unerhört! ... tief verletzend für das Gefühl der beiden Mädchen, in deren Herz der schöne Stolz wohnte: Töchter freier Bürger der altehrwürdigen Wahl-, Krönungs- und Handelsstadt Frankfurt zu sein.

Wie konnte sie, die Pfarrerstochter, sich so weit vergessen und verirren?

Oder sollte es wirklich wahr sein, was eine Nachbarin schadenfroh Mina zugeflüstert: daß Mamsell Clara um jeden Preis habe heirathen müssen, der Schande zu entgehen?

Käthchen wollte es nicht glauben: die Schmach wäre doch zu groß gewesen. Aber wenn sie bedachte, daß der Vater die „fürnehme Mamsell" — als sie jüngst in der Familie einen Besuch machen wollte — abgewiesen und ihr mit dürren Worten das Haus verboten hatte ... wenn sie darüber nachdachte, kam ihr die Sache doch verdächtig vor.

Uebrigens waren Käthchen und Mina doch zu gut-

herzig, um bei dieser Gelegenheit mit boshafter Schadenfreude über Clara herzufallen, wie es wohl manche Andere an ihrer Stelle gethan haben würde. Fehlte beiden auch jene tiefere Bildung, kraft welcher sich das Interesse der Seele an die höheren und höchsten Fragen des Lebens knüpft, so hatten sie doch einerseits Geist, Herz und natürlichen Verstand genug, um in ihrer Unterhaltung nicht am Oberflächlichen, Gewöhnlichen und Trivalen hängen zu bleiben, oder andererseits in gehässige Klatschsucht auszuarten.

Und wie oft ist dies bei dem weiblichen Geschlechte der Fall. Der größere Theil bewegt sich mit seinen Ideen in einem sehr kleinen Kreise. Was sie beschäftigen soll, muß zu den Neuigkeiten des Tages oder in die Haushaltung gehören; es muß entweder ein Modeartikel oder eine Stadtgeschichte, immer aber etwas Alltägliches sein, und von einer besonderen Leidenschaft begünstigt werden. Was der Lüsternheit, Eitelkeit, Hab- und Klatschsucht, der Pracht- und Zerstreuungsliebe, der Neigung zum Putze und zur Eroberung keine Befriedigung gewährt, wird von den Meisten abgewiesen. Nur über sehr gewöhnliche Dinge wissen sie etwas, . . . und dann nur Gewöhnliches zu sagen. Geist und Herz haben daran keinen Antheil; darum kann es Niemand interessant finden, als wer mit ihnen auf derselben Stufe der Kultur steht. Wer Gemüth und schönes Leben sucht,

der bringt von ihnen nichts als Langeweile zurück. Die eigne Armuth macht es ihnen zum Bedürfniß, sich mit dem, was sie umgiebt, oder was sich in ihrer Nähe ereignet, anzufüllen. Sie nehmen davon nur das Schlechteste, weil sie für dieses doch einige Berührungspunkte haben; auf das Bessere, das tiefer liegt, verstehen sie sich gar nicht.

Was sie dann ergötzt, ist nicht das Schöne und Bedeutungsvolle, sondern eben das Kleine darin. Je näher etwas dem Nichts kommt, und je weniger sich dabei denken läßt: desto mehr setzt es ihre Zunge in Bewegung. Stunden und Tage können sie ihre Leerheit zur Schau tragen, ohne daß sie das drücke — Stunden und Tage die fadesten, alltäglichsten Sachen sprechen, die abgeschmacktesten Possen anhören, und sich herrlich unterhalten fühlen — Stunden- und Tagelang an Armseligkeiten denken — Stunden und Tage auf solche Weise hinbringen, und sich noch hinterher der schönen Zeitverkürzung und des göttlichen Genusses freuen.

Rechtfertigen aber diese denn nicht die Verachtung, womit ihnen oft von Männern begegnet wird? Können sie, die ihr ganzes Leben hindurch Kinder bleiben, sich wohl beschweren wenn man sie wieder wie Kinder behandelt und zu Spielwerk braucht? —

Käthchen und Mina gehörten aber nicht zu dieser — leider nur zu verbreiteten — Sorte weiblicher Wesen:

sie bedauerten Clara, und wandten sich, schon durch ihr Sittlichkeitsgefühl getrieben, bald von ihr und dem Gespräche über sie ab.

Ernsteres kam zur Sprache: ein anderes braves Mädchen war auch Braut geworden. Mina erzählte viel darüber und wie sie von ihren Eltern so prächtig ausgestattet werde, mit Weißzeug von selbstgesponnenem Garne, mit Hausgeräthe und hundert anderen Dingen.

Käthchen — eifrig an einem einfachen Hauskleidchen nähend, das für sie selbst bestimmt war, — hörte mit freundlichem Lächeln zu. Plötzlich schrie sie laut auf... ein schmerzliches „Autsch!" war ihr entfahren. Sie hatte wohl für einen Moment an andere Dinge gedacht und sich dabei mit der Nähnadel in den Finger gestochen. Ein dunkelrothes Blutströpfchen drang aus der Wunde. Käthchen führte den Finger an den Mund, das Blut wegzusaugen. Wie ihre Blicke aber dabei jenen Minas begegneten, ward ihr Gesichtchen so purpurroth, wie das vergossene Blut selbst.

Beide Mädchen dachten im gleichen Augenblicke lachend an ein und dasselbe, nämlich an die scherzhafte Bedeutung dieses kleinen Vorfalles. Von der Nähstunde her wußten sie ja noch: daß, wenn ein Mädchen bei der Arbeit an irgend einem Kleidungsstück, das für sie selbst bestimmt ist, sich in den Finger sticht, es noch in diesem Jahre in demselben Kleidungsstücke geküßt werde!

„Bravo!“ — rief daher jetzt Mina der hocherröthenden Freundin zu und klatschte lustig in die Hände. — „Bravo! endlich einmal ein Schicksalswink. Wenn auch ein gewisser Herr nicht selbst kommen und sich aussprechen will, so spricht doch der Himmel für ihn.“

„Ach was!“ — versetzte Käthchen halb verschämt, halb neckisch vor sich hinlächelnd.

„Du wirst in dem Kleid geküßt!“ — fuhr Mina lustig fort — „das steht fest! und da hoffe ich doch von keinem Anderen, als . . .“

„Von ihm!“ — sagte jetzt Käthchen mit lustigem Einstimmen, und ihre ganze freudige Zuversicht sprach aus dem Tone, der diese Worte begleitete.

„Aber ich begreife nur nicht,“ — fuhr Mina ernster fort — „warum sich Neuber gar nicht sehen läßt?“

„Er wird schon zur rechten Zeit kommen!“ — meinte Käthchen.

„Liegt Dir denn so wenig an seiner Liebe, daß Du dies Wegbleiben so gleichgültig aufnimmst?“

„An seiner Liebe?“ — widerholte Käthchen und ihr hübsches, über die Arbeit gebücktes Gesichtchen überlief abermals jenes eigenthümliche zarte Roth, das auf so geheimnißvolle Weise den unaussprechlichen Zauber edler Jungfräulichkeit in sich schließt. — „Seine Neigung, liebe Mina, macht mich recht, recht froh und glücklich, das

kannst Du mir glauben. Ich würde mich auch recht freuen, ihn öfters zu sehen und zu sprechen ...; aber ..."

„Nun?"

„So freut mich doch auch sein Nichtkommen."

„Es freut Dich?"

„Ja!"

„Nun das verstehe ich nicht."

„Weil es mir einen Beweis seines festen Charakters giebt. Er weiß, daß er nur um mich anhalten kann, wenn er eine anständige Stelle bei der Stadt erhalten hat."

„Die kann noch lange auf sich warten lassen."

„Wir wollen's nicht hoffen; ich aber bin überzeugt, daß er sich jetzt auf das angelegentlichste darum bewirbt."

„Das ist recht schön; darum aber könnte er sich doch hie und da auch einmal zeigen!"

„Wo?"

„Hier in der Wirthsstube."

„Um den Vater zu erzürnen? Er kennt dessen Willen."

„Als ob Dein Vater immer da wäre."

„Er kann ihn treffen."

„Nun so trotzt er als rechter Liebhaber auch dem Meister einmal."

„Das möcht' ich nicht."

„Und wird er auch in seinen Gesinnungen fest bleiben?

„Ich bin es überzeugt. Auf dem Sandhofe haben mich seine Augen so gut und treu angesehen, daß ich von dem Augenblicke an weiß, der hintergeht dich nicht. Ich weiß es aber auch noch wo anders her?“

„Und woher wäre das?“

„Aus meinem eigenen Herzen. Sieh, Mina, da innen klopft's so mächtig, wenn ich an ihn denke, da wird mir's so heiß und doch so froh, . . . da sagt's immer so zuverlässig: Gott! er liebt dich ja, er ist ja ein guter braver Mensch — das hat er ja auch bei dem Brand bewiesen, wie er mit Lebensgefahr die Mutter mit ihren beiden Kindern rettete; und weil er so gut und so brav ist, so kann er nicht anders, als dem treu bleiben was er gesagt hat . . .“

„Und das ist?“

„Du weißt's ja: daß er mich gern habe. Und dann . . .“

„Nun?“

„Hab' ich ihn auch so gern, so innig lieb, . . . ach! so lieb, daß ich es nicht sagen kann. Und weil ich ihn so lieb habe und so schätze und achte, fühl' ich es in meinem Herzen mit unumstößlicher Gewißheit, daß dasselbe bei ihm der Fall sein muß.“

Eine Pause trat ein. Käthchen glühte. Sie schämte

sich fast, zu viel gesagt zu haben, ohne daran zu denken, wie oft sie schon in letzter Zeit in süßem Geplauder der Freundin ähnliches gestanden. Mina dagegen bewunderte Käthchens Festigkeit, obgleich sie eigentlich auch nicht im Mindesten an Neuber's Rechtlichkeit und Treue zweifelte. Sie hätte der Sache nur einen rascheren Fortgang gewünscht, da ihr gutes Herz der Freundin volles Glück gar nicht erwarten konnte.

Stille herrschte jetzt für den Moment in der Halle. Es war kein Gast zugegen. Die Mädchen arbeiteten, in ihre Gedanken verloren, emsig fort.

„Da! . . . entzwei ist sie!“ — sagte jetzt Mina — „hast Du noch eine Nadel?“

„Hier!“ — versetzte Käthchen — „aber lache, wenn Du sie nimmst, damit die Freundschaft nicht verstochen wird!“

Und Mina nahm sie nicht nur lachend — fröhnte sie doch auch dem kleinen Aberglauben — nein! . . . sie umarmte die Freundin auch herzlich und küßte sie auf die Stirne.

„Sag' mir nur“ — fuhr Mina jetzt launig fort — „wie ist's einem denn nur im Herzen, wenn man liebt?“

Käthchen ward wieder feuerroth, dann sagte sie:

„Das war also eben ein Judaskuß.“

„Wie so?“ — frug Mina erstaunt.

„Wenn Du nicht weißt, wie's einem im Herzen ist, wenn man liebt, so hast Du mir auch eben den Kuß ohne Liebe gegeben und das wäre ein Judaskuß."

„Ach was!" — rief Mina — „von der Liebe spreche ich ja nicht; . . . sondern von der anderen!"

„Gieb mir die Scheere!" — versetzte Käthchen. — „Du kannst einem recht quälen!"

„Aber ich möcht's doch gerne wissen!" — sagte Mina mit neckischem Blick auf die Freundin.

„Weißt's am Ende schon."

„Wahrhaftig nicht!'

„So mußt's halt abwarten."

„Geh'! Du bist recht böse! Ich möchte so gern Dein ganzes Glück mit Dir fühlen, Käthchen, . . . sag' mir's doch!"

„Was?"

„Wie's einem im Herzen ist, wenn man liebt . . . und . . . wiedergeliebt wird."

„Wie es einem alsdann zu Muthe ist? . . . ei . . . seltsam!"

„Ja, . . . da weiß ich jetzt etwas Rechtes!"

„Nun . . . als wenn da drinnen alles lauter Licht und Glanz wäre!"

„Licht und Glanz?"

„Und Lust und Seligkeit."

„Ah ha! . . . jetzt fang' ich's zu begreifen an!

darum sagen die Leute auch, wer liebt und wiedergeliebt werde, der trage einen Himmel in seiner Brust. O Gott! das muß schön sein!"

„Sehr schön!" — rief Käthchen mit selig strahlenden Augen und roth wie eine Rose.

„Aber weiter? . . . wie ist's einem weiter?"

„Du bist aber recht neugierig!"

„Ach! ich bitte Dich!" — rief Mina und rückte näher — „es ist so schön. Wenn Du so sprichst, so fühl' ich ordentlich auch etwas davon im Herzen. Also . . . wie ist's einem weiter, wenn man liebt?..."

„Als wenn man ein ganz anderer Mensch sei!" — sagte Käthchen. — „Wie neu geboren. Es sieht alles ganz anders aus. Als wenn ein ganz anderes, viel schöneres Leben einem in der Seele aufgegangen wäre. Und eine seltsame Kraft und Freudigkeit kommt dann über uns! Es ist einem... wie soll ich doch sagen... so freud- . . . so lebensvoll!"

„Gott! Gott! wie schön muß das sein!"

„Wenn ich mir jetzt denke: ich liebte nicht und würde nicht wieder geliebt . . . so versichere ich Dich, Mina,... ich möchte gar nicht leben!"

„Unbegreiflich!"

„Es käme mir alsdann alles . . . so leer . . . so öde . . . wie eine Wüste vor!"

„Ich verstehe Dich nicht!"

„Mina!“ – rief hier Käthchen heftig, und faßte die Freundin am Arme; dann neigte sie sich zu ihr und sagte ihr in's Ohr:

„Wer nicht lieben kann, der kann nie glücklich sein!“

„Und waren wir bisher denn nicht glücklich?“

„O ja! aber ganz anders!“

„Anders?“

„Ja! . . . ich kann's nur nicht sagen wie anders glücklich man ist, wenn man liebt . . . höher . . . als ob man über die Welt hinflöge!“

„Warum nicht gar!“

„Und alles, alles hat man lieber! . . . Gott! . . . da fällt mir ein Spruch ein, der das so recht schön sagt . . . der Herr Pfarrer hat ihn uns in der Confirmandenstunde dicktirt.“

„Nun . . . und wie heißt er?“

„Warte einmal:... Der Geist der Liebe schafft...“

„Nun?“

„Nein . . . es war anders . . . halt . . . so, jetzt hab' ich's:

„Der Geist der Liebe wirkt und strebt,
„Wo nur ein Puls der Schöpfung bebt;
„Im Strom, wo Wog' in Woge fließt,
„Im Halm, wo Blatt an Blatt sich schließt.“

„Jetzt erinnere ich mich des Spruches auch!“ — sagte Mina — „aber wir haben doch dabei immer nur an die Liebe Gottes gedacht!“

„Ich auch!“ — versetzte Käthchen — „jetzt aber fühle ich, daß es auch auf die andere Liebe paßt. Ich möchte die ganze Welt umarmen!“

„So fang an mir an!“ — rief Mina innig.

Die Freundinnen umarmten sich herzlich.

„Ueberhaupt“ — fuhr alsdann Käthchen ernster fort — „geht mir jetzt mit einemmal ein Licht auf. Ich verstehe plötzlich eine Menge Sachen, die ich früher nicht verstand. Bei meiner Einsegnung z. B. sagte der Pfarrer — ich hab’s ja noch von seiner eigenen Hand geschrieben: — „Möge Gott Deinem Herzen die volle Kraft der Liebe geben. Liebe ist der Weg zu Gott, denn Liebe, allunendliche Liebe . . . ist . . . Er selbst!“

„Und wie verstehst Du das jetzt?“

„Daß bei dem Herzen, das ehrlich und rein und fest und selig liebt, . . . der liebe Gott selbst einzieht. Ich verstehe jetzt, was es heißt: Gott ist die Liebe!“

„So fühlst Du Dich frömmer durch sie?“

„Und besser, und habe durch sie den Trieb in mir... immer noch besser zu werden.“

„Ich wünschte, ich liebte auch und würde wieder geliebt!“ — sagte Mina hier fast traurig.

„Das wird auch noch geschehen!“ — versetzte Käth-

chen mit Zuversicht. — „Du bist ja so gut und so lieb und so treu! Und wenn dann die Zeit kommen wird, wo Du liebst und wiedergeliebt wirst, dann denk' an mich, dann wirst Du auch verstehen, was der Pfarrer am Sonntag in der Kirche sagte: Liebe ist die goldene Leiter, auf der das Herz zum Himmel steigt!"

In diesem Augenblicke rief die Meisterin Mina nach der Küche. Die Gerufene stand auf und legte ihre Arbeit nieder. Eine Thräne des Schmerzes und der Freude glänzte in ihrem Auge. Aber die Freude siegte in dem frischen jugendlichen Herzen über den Schmerz, und heiter rief sie:

„Käthchen! . . . wann wirst Du mit dem Hauskleide, das Du da für Dich näheſt, fertig?"

„Heute noch . . . spätestens morgen!" — entgegnete die Gefragte. —

„Mach', daß es heute noch fertig wird!" — rief, nach der Thüre gehend, Mina.

„Warum denn?"

„So kannst Du's morgen anzieh'n . . . von wegen dem Kuß!"

Und damit verschwand Mina lachend unter der Thüre und eilte der Küche zu, aus der die Meisterin schon zum zweitenmale rief.

Käthchen hatte ihr, roth bis über die Ohren, nach-

gedroht, und doch durchrieselte sie dabei ein süßer freudiger Schauer.

Jetzt war sie allein . . . kein Gast war da und der Junge spülte im Hofe Krüge und Gläser.

Es war Käthchen gar seltsam zu Muthe.

Wenn am Ende der Nadelstich in den Finger doch recht haben sollte; — wenn sie in dem Hauskleidchen, an dem sie eben nähte und das wirklich dazu bestimmt war, ihr von morgen an zu dienen . . . Braut würde?!

Ach! es lag in dem Gedanken: mit dem Geliebten Braut zu werden, doch etwas gar schönes, freudiges, beseligendes!

Käthchen versank in süße Träume.

Alles war still . . . nur aus der im Hinterhofe liegenden Brauerei hörte man fröhliche Lieder erschallen, die den kräftigen Brauburschen die schwere Arbeit kürzten und leichter machten.

Käthchen hörte sie nicht. Sie dachte an den geliebten jungen Mann; . . . sie prüfte noch einmal sein Verfahren; aber sie konnte es nicht mißbilligen. Ihr klarer natürlicher Verstand sagte ihr, daß ein heimlich genährtes und gepflegtes Liebesverhältniß bei dem eisenfesten Sinne des Vaters doch zu keinem Ziele führen, sondern sie beide nur unglücklich machen werde. Auch

sträubte sich ihr ganzes Wesen dagegen, irgend etwas hinter dem Rücken der Eltern zu thun.

So war's also recht, wie's der Geliebte machte.

„Wenn er im Stande ist, um mich zu freien!" — sagte sie vertrauensvoll vor sich hin — „wird er sicher anklopfen."

Und wie recht hatte sie! Vertrauen ist die schönste Blüthe des Lebens. Fehlt der Liebe das lebendige feste unerschütterliche Vertrauen, so ist sie wie ein schöner aufstrebender stark aussehender Baum, dem aber die Hauptwurzeln abgehauen sind, . . . ein leichter Windstoß kann ihn umstürzen!

Und wieder versank Käthchen in liebliche Träumereien. Es kam ihr dabei vor, als ob in ihrem Herzen eine Stimme sage: erst seit ich liebe, weiß ich, daß ich lebe!

Käthchen war in der That so versunken in sich selbst, daß sie nach außen hin nichts hörte und sah; . . . nicht einmal das Klopfen an der Thüre vernahm sie, so wenig als sie den Gast gewahrte, der eben schüchtern eingetreten war und fast erschrocken an der Schwelle stehen blieb, als er sich des Meisters Töchterlein allein gegenüber sah.

Aber der leichte Schreck floh rasch aus den Zügen des jungen Mannes und machte einem freudigen Ausdrucke Platz.

Sie, die er suchte, war ja allein, ... und wie lieblich saß sie da vor ihm ... ein Bild der Jugend und der schönsten Häuslichkeit.

Plötzlich schaute sie unwillkürlich auf.

„Neuber!“ — rief sie, von Purpur übergossen; verbesserte ihren Ausruf aber sogleich in: „Herr Neuber!“

„Sie sind allein, Jungfer Käthchen?“ — frug bescheiden grüßend, aber mit strahlendem Antlitz, der Eingetretene.

„Mina wird gleich zurückkehren!“ — entgegnete das Mädchen verlegen.

„Lassen Sie sie!“ — sagte der junge Mann jetzt, und nur eine leichte, sehr natürliche Befangenheit umhüllte augenscheinlich ein schönes Selbstvertrauen, was Käthchen freilich bisher nie an dem Geliebten so hervorragend bemerkt.

Käthchen frug nun den willkommenen Gast: ob er einen Trunk wünsche?“

Da lächelte Neuber geheimnißvoll und sagte.

„Allerdings, und zwar einen herzstärkenden Labetrunk; aber nicht aus Ihres Vaters Keller!“

„Ich verstehe Sie nicht!“ — versetzte das Mädchen immer verlegener, denn Nadelstich und Hauskleid waren ihr eingefallen.

„Darf ich mich einen Augenblick zu Ihnen setzen“ —

fuhr jetzt Neuber fort — „und Ihnen einige Worte mittheilen?“

„Sie sind in meines Vaters Wirthsstube! — meinte Käthchen — „und ich werde sie gern hören.“

Neuber sah entzückt in das liebliche glühende Gesicht, das sich jetzt wieder — fast noch tiefer als zuvor — über die Arbeit beugte.

Er setzte sich so dicht er konnte an die Einschenke.

Indeß . . . die Worte blieben für den ersten Moment aus. Keines von Beiden wußte ein Gespräch zu beginnen. Jedem schnürte eine peinliche Verlegenheit Herz und Gurgel zu, und doch klopfte es in ihren Herzen mit jauchzendem Ungestüm.

Man hörte wieder aus dem fernen Brauhause die Lieder der Brauknechte.

Endlich fand Käthchen zuerst das Wort. Unbeweglich auf ihre Arbeit schauend, knüpfte sie an das Fest auf dem Sandhofe an. Fragen und Antworten berührten dabei im Anfange Gleichgültiges, bis der junge Mann feurig sagte:

„Es war ein schöner Abend, . . . er wird mir unvergeßlich sein.“

„Und mir gewiß auch!“ — lispelte Käthchen.

„Und denken Sie noch wie damals?“ — frug jetzt Neuber leise.

„Ich sollte Ihnen über diese Frage böse sein!“ — meinte des Meisters Töchterlein — „oder haben Sie...“ Sie konnte vor Herzpochen nicht weiter reden.

„Jungfer Käthchen!“ — hub jetzt der junge Mann fast feierlich an, und seine Stimme zitterte dabei leise, — „ich kann nicht viel schöne Worte machen . . . aber . . . ich meine es treu und ehrlich! Sie wissen, daß ich Sie liebe und . . . ich darf wohl glauben, daß ich Ihnen auch nicht gleichgültig geblieben bin. Ist's nicht so?“

„Neuber!“ — flüsterte das Mädchen kaum hörbar.

„Lieben Sie mich?“ — frug jener mit noch bewegterer Stimme und seine Augen suchten das Antlitz der Theuren. Da hob auch sie das Haupt von der Arbeit und wie sie es langsam dem jungen Manne zuwandte . . . schauten sich Beide verlegen, aber mit Blicken an, in welchen die ganze Innigkeit und Seligkeit ihrer gegenseitigen Liebe lag.

„O du liebes, liebes Mädchen!“ — rief da Neuber und streckte Käthchen beide Hände entgegen — „sprich es aus . . . laß mich's deutlich hören . . . liebst Du mich?“

Da konnte sich das Mädchen nicht mehr halten und mit dem Ausrufe:

„Ach ja, Neuber! Sie wissens ja, daß und wie ich Sie liebe!“ — sank sie dem jungen Manne in die Arme.

Im gleichen Augenblicke öffnete sich die Thüre und . . . der Meister, gefolgt von der Meisterin, trat ein.

Der Moment war ein eigenthümlicher: Alle waren überrascht, Käthchen und Neuber selbst für den Augenblick erschrocken; . . . aber auch nur für den Augenblick, denn sie fuhren keineswegs auseinander, wie Menschen die etwas Böses gethan, sondern im Gegentheile: wie von einer heiligenden Kraft durchdrungen, blieben sie hochaufgerichtet mit freundlichem Lächeln und strahlenden Blicken stehen, sich mit den Armen umschlungen haltend.

Es war als wollten sie sagen: wir lieben uns, . . . Gott hat uns zusammengeführt, darum trennt uns nicht . . . oder laßt uns lieber mit einander sterben.

Und wunderbar! . . . so fast mußte es auch in der Seele des Meisters und der Meisterin widerklingen, denn kein Ausruf zorniger Ueberraschung kam, wie die Liebenden erst gefürchtet, aus der, sonst doch so strengen Eltern Mund. Die Mutter lächelte sogar und Meister Löschhoff sagte nur:

„Ei, ei! was für Dinge gehen da in meinem Hause vor?"

„Nichts, was sich nicht vor Gott und den Menschen verantworten läßt!" — entgegnete mit ruhiger Freundlichkeit und doch mit einem gewissen Selbstgefühle der junge Mann. — „Ich habe gethan was ich nicht lassen

konnte: ich habe Jungfer Käthchen erklärt, daß ich sie liebe und sie . . ."

„Nun, und sie?" — frug der Meister ernst.

„Ich habe der Stimme Gottes in meinem Herzen gefolgt!" — fiel Käthchen mit Rührung und doch auch mit Festigkeit ein — „und habe ihm meine herzliche innige Gegenliebe eingestanden."

„Wie das so fix und eilig geht!" — sagte der Meister kopfschüttelnd und ernst, aber doch ohne Zorn. — „Und das alles ohne Wissen und Willen der Eltern? und so mir nichts, dir nichts hinter ihrem Rücken?"

Ein flüchtiges Roth lief über Neubers noch immer blasses Antlitz.

„Nein, Meister!" — sagte er dann fest und entschieden — „das hieße auf krummen Wege gehen, und daß ich solches thue wird nie ein Mensch von mir sagen können. Ich kam, um Euch aufzusuchen.... und fand durch einen glücklichen Zufall Jungfer Käthchen allein. Daß mir da mein volles Herz überlief . . . wer will das tadeln?!"

„Aber ich sagte Euch doch . . ."

„Daß ich mir die Liebe zu Jungfer Käthchen aus dem Kopfe schlagen solle, bis ich im Stande sei als selbstständiger Mann um sie anzuhalten."

„So ist es!"

„Nun denn Meister!" — rief jetzt Neuber, und seine

Augen strahlten in Freude und Selbstgefühl, — „darum gerade bin ich gekommen. Wohledler Rath und Senat unserer guten Vaterstadt hat mir ein ehrenvolles Amt zugeschrieben, ein Amt, das seinen Mann und seine Familie anständig nährt . . . hier ist das Decret mit der schriftlichen Anstellung . . . und nun frage ich Euch und Euer ehrsames Weib, wollt Ihr mir, dem nunmehrigen Gerichts-Actuarius wohllöblicher Stadt, Käthchen, Euer liebes Töchterlein, zum Weibe geben?"

„Alles im Sturmschritt!" — meinte der Meister; — „daß muß von den Kriegszeiten kommen!" — aber er konnte doch ein gutmüthiges Lächeln nicht verbergen, denn Doktor Ehrmann — der lauschend hinter der nur angelehnten Thüre stand — hatte ja ihm und seinem Weibe schon vorher die Ernennung Neubers zum Actuarius des Stadtgerichtes im Geheimen mitgetheilt.

„Nun Meister?... nun Frau Meisterin?" — rief jetzt der junge Mann in Erwartung bebend.

„Ach was!" — rief Löschhoff mit verstelltem Eigensinn, — „kann ich denn wissen, ob Euch Käthchen will? Ihr wollt ja die und nicht mich heirathen!"

Da durchzuckte die Liebenden Seligkeit. Das Roth der höchsten Freude auf den bisher noch so blassen Wangen, ... einen ganzen Himmel im lichtstrahlenden Auge, wandte sich Neuber zu Käthchen, ergriff zärtlich ihre Hand und frug:

„Käthchen, willst Du meine Frau werden?"

Aber wie hold und lieb erglühte da Käthchen; zitternd schmiegte sie ihr Haupt an des Geliebten Schulter und mit einer vor Freude und Rührung fast erstickten Stimme tönte es leise aber voll glücklicher Zuversicht:

„Ja, geliebter Mann, ja, ich will Deine Frau werden, Deine treue, brave, Dich immer liebende Frau . . . und . . . will es bleiben bis zum Tode!“

„O Du Gute! Liebe!“ — rief der junge Mann entzückt und umschlang Käthchen mit beiden Armen.

„So hab' ich denn auch nichts dagegen!“ — rief jetzt der Meister Löschhoff, während die Mutter, Thränen der Freude in den Augen, zu dem jungen Paare hintrat und ihre Hände segnend auf die Häupter der beiden Glücklichen legte.

Im gleichen Augenblicke drängten Doktor Ehrmann und Mina zur Thüre herein. Ersterer seelenvergnügt um sich schauend — wie ein Feldherr der eine Schlacht gewonnen hat; — Letztere die Hände über dem Kopf zusammenschlagend. So hatte der Nadelstich denn doch nicht gelogen; . . . ja das Küssen ging jetzt schon an, und . . . Käthchen war „Braut“ noch ehe sie in dem verhängnißvollen Hauskleide stak!

Als aber die nun folgenden gegenseitigen Umarmungen und Freudenbezeugungen vorüber waren, erbat sich der Doktor noch einmal das Wort. Freude und Wohlwollen lagen dabei in seinen Zügen, und, wie ein Vater

Neubers Hand ergreifend, sagte er mit bewegter Stimme: „Junger Mann, Ihr habt bewiesen, daß Ihr das Herz auf dem rechten Flecke tragt. Schwätzen und lange Reden halten kann ich nicht; wenn ich einen Mannskerl küssen soll, ist mir's, als müßt ich einem Hund in den Schwanz beißen! Aber hier ist meine Hand, die nehmt und schüttelt sie, es ist eine ächt deutsche Hand, die Euch sagt, daß der Mann, dem sie angehört, Euch achtet und wie seinen Sohn liebt. Ihr heirathet jetzt, und zwar ein Mädel nach meinem Sinn ... lieb, brav, herzig! ... Nun, Donnerwetter! ich glaub', so ganz ohne mich wär' die Sache nicht so gegangen, wie da geschehen. Zum Heirathen und Leben aber gehört Geld. Der Schornstein will nicht allein rauchen, es muß auch etwas vorhanden sein, was man mitbringt für Zeiten der Noth, sonst wackelt es immer! Nun ... Ihr, Neuber, habt kein Vermögen; das ist aber keine Schande, denn Ihr habt Herz und Geist, Muth und Entschlossenheit. So nehmt zu dem Geistigen, denn auch ein Stück Irdisches. Hier ist der Kaufbrief für ein bescheidenes Häuschen, das ich für Euch, Neuber, aquirirt ... das soll Euer beider Nest sein ... da setzt Euch hinein ... und seid glücklich! Das Weitere mag Meister Löschhoff thun."

Die Rede war für Ehrmann lang. Der Doktor wischte sich den Schweiß von der Stirne. Neuber aber

schüttelte dem edlen Manne, vor Ueberraschung sprachlos, eine Thräne des Dankes im Auge, die Hand. Das Mädel aber zog Ehrmann an sich ... und gab ihr einen tüchtigen Schmatz.

Da konnte sich Mina nicht mehr halten; ... überglücklich durch das Glück der Freundin und doch — sie wußte nicht warum — unendlich wehmüthig gestimmt, schlich sie sich leise hinaus. Thränen aber stürzten aus ihren Augen, als sie leise vor sich hinsagte:

„O! es muß doch unendlich schön sein, zu lieben ... und ... geliebt zu werden!“ — — —

Der Rache Erfüllung.

In Mamsell Clara's Innerem war, seit der Liebeserklärung des alten Jacob, eine wesentliche Veränderung vorgegangen. Zwei Dinge hatten bis dahin ihr Herz und ihren Geist in fortwährender Bewegung und Aufregung erhalten: ein finsterer Rachedurst gegen den Hauslehrer und dann . . . die Angst über ihre eigene Zukunft.

Mit der Bewerbung Jacob's um ihre Hand, war die letztere Sorge ihr jetzt abgenommen, zumal der verliebte Alte selbst auf eine baldmöglichste Heirath drang. Um so freieren Spielraum gewann aber nun der Haß in ihrer Seele.

Mamsell Clara hatte von Natur aus kein böses Gemüth, . . . sie war nur leidenschaftlich. Kaum würde sich daher ihre Liebe zu Hölderlin nach der Zurückstoßung in einen so glühenden und andauernden Haß verwandelt haben, wenn sie das Schicksal nicht mit

ihm unter ein und dasselbe Dach gefesselt hätte. Wäre sein Bild — nach jenem unseligen Abend — im Sturme des Lebens rasch an ihr vorübergeführt worden, so würde wohl die Flamme des Zornes und des Hasses — denn Haß ist nur eingewurzelter Zorn — nach schnellem leidenschaftlichem Aufflammen, bald wieder in sich selbst zusammengesunken sein.

So aber . . . war es ein Anderes! Durch ihr Zusammenleben mit dem Hauslehrer und der — ihrer Meinung nach bevorzugten hochstehenden Nebenbuhlerin — erhielt ihre Leidenschaft täglich, ja fast stündlich neue Nahrung.

Sie sah die Herrin — ihr jetzt in tiefster Seele verhaßt — sich in Glück und Glanz und einer inneren Zufriedenheit wiegen, die selbst in den Zügen und dem Wesen der hohen Frau nicht zu verkennen war. Der Abglanz einer stillen Seligkeit lag auf ihr und ihm, und das war genug, ihrer Eifersucht den weitesten Spielraum, . . . damit aber auch ihrem Hasse eine immer frische Nahrung zu geben.

Das fast tägliche — wenigstens zeitweise — Zusammensein der Beiden, erfüllte sie nun vollends mit Gift und Galle; während der Umstand — daß es ihr nicht möglich wurde, über diese Zusammenkünfte klar zu sehen, oder auch nur an Beiden irgend eine Blöße zu ent-

decken — ihre Leidenschaftlichkeit bis auf den äußersten Grad treiben konnte.

Doch gab es noch etwas anderes, was das Feuer ihres Zornes, die Gluth ihres Hasses schürte . . . und das war . . . ihr eigenes Herz. Himmel! sie liebte noch in ihrem Haß und haßte den Geliebten und sich in dieser, von ihr selbst gehaßten Liebe! So war der Haß in ihr eine ewige Opposition, ein verzehrender Kampf entgegengesetzter Leidenschaften . . . und diese ewige Opposition führte ihn zu seiner Dauer und zu seiner Höhe!

Sie verbiß sich in ihm, und nun schlug die Rachsucht immer tiefere Wurzeln in ihrem Herzen, weil auch — bei der unglückseligen Wendung, die ihr Schicksal, freilich durch eigene Schuld, genommen, — den beiden so still Glücklichen gegenüber, der Neid noch hinzutrat.

Was war denn aus ihr durch diese verschmähte Liebe geworden! . . . o! . . . sie durfte es sich ja kaum gestehen: statt einer „Frau Professorin“ . . . eine . . . die Frau . . . eines Lakaien im Gontard'schen Hause!

Wenn Clara manchmal darüber nachdachte, ward es ihr . . . als müsse sie rasend werden. Dann ballten sich ihre Hände wie im Krampfe, . . . dann sträubten sich ihre Haare, . . . dann starrten ihre großen Augen,

wie die Augen des Medusenhauptes . . . dann stand sie da . . . eine Rache schnaubende Medea!

Und jetzt war auch Käthchen Löschhoff Braut! — — Ihr aber . . . ihr . . . hatte man . . . das Haus verboten!

O! in den Momenten, in welchen sie solche und ähnliche Gedanken wie Furien verfolgten, gab es nur ein wohlthätiges Gefühl und das war die Hoffnung . . . ihren Haß, ihre Rache, doch noch einmal kühlen und stillen zu können!

Aber wie?

Die Beantwortung dieser Frage behauptete von jetzt an die unumschränkteste Herrschaft in ihrem Geiste.

Sie beobachtete fortwährend die beiden Verhaßten mit wahren Argusaugen.

Umsonst!

Weder Frau Gontard-Borkenstein noch Herr Hölderlin gaben sich Blößen. Nie und nirgends kam irgend etwas vor, was den Anstand verletzt hätte oder den strengsten Anforderungen der Sittlichkeit auch nur im Entferntesten zu nahe getreten wäre.

Heitere Ruhe, seelenvolle Hoheit thronte auf dem Antlitze der schönen liebenswürdigen Frau — stille Glückseligkeit strahlte aus jenem Hölderlin's wieder. Auch die Kinder waren fröhlicher denn je zuvor, und hingen mit gleicher, wahrhaft rührender Liebe an Mutter und

Hauslehrer, die ja auch beide fast *nur* für sie lebten. Beide wußten ja auch, daß nur die Liebe erziehen kann. Gemeinsam bemühten sie sich daher, die Kleinen durch Schönheit, Jugend, Geistesfügsamkeit, besonders aber durch das Herz, an sich zu fesseln. Hölderlin führte dabei leise und unbemerkt die hohe, früher nur — wie es ja ganz natürlich ihre Stellung im Leben mit sich brachte — dem Glanze und den rauschenden Freuden des gesellschaftlichen Lebens huldigende Frau, zu jener Geduld, Ausdauer und Nachsicht, die bei einer guten Erziehung der Wißbegierde der Kinder ebenso entsprechen muß, wie Sanftmuth der oft zu großen Lebendigkeit der Kleinen.

Daß die Kinder dabei herrlich gediehen, sprang jedermann in's Auge. Auch Mamsell Clara konnte es nicht entgehen. Aber Eifersucht, Haß und Neid machen den Menschen blind. Sie *wollte* nicht anerkennen, daß gerade diese Erscheinung die Frucht jenes schönen Zusammenwirkens von Mutter und Lehrer sei; . . . ihre Leidenschaft rückte sogar fortwährend das Verhältniß von Mutter und Lehrer aus ihren Augen . . . und . . . malte ihr nur in brennenden Zügen und mit wilden Pinselstrichen jenes . . . zweier Liebenden hin . . . Liebenden in ihrem Sinn und Geiste.

Am meisten ärgerte sie aber noch, daß Herr Jacob Friedrich Gontard bei allem dem kein Arg hatte. Das

gemeinsame Zusammenwirken seiner Frau mit dem Lehrer bei der Erziehung seiner Kinder — um die er sich, bei den vielen und großartigen Geschäften, die ihn beständig in Anspruch nahmen, nicht kümmern konnte — war ihm ganz willkommen. Alles! . . . nur keine Kinder in der Nähe und keine Kindererziehung; . . . keine Schulmeisterei und keinen Schulmeister! — — Seinen Kopf füllten weitreichende Finanzoperationen und Börsenspeculationen: die Course des Tages, der Disconto, die politische Weltlage, die Größe und der Ruhm seines Hauses!

Was außer diesem Kreise lag . . . war für Herrn Jacob Friedrich nicht da . . . am wenigsten . . . ein Schulmeisterlein. Menschen wie Hauslehrer galten ihm — wie zum Beispiel auch sämmtliche Angestellte in dem Bankgeschäfte: Buchhalter, Correspondenten, Cassirer und sonstige Commis — als bezahlte Maschinen. Ein König konnte nicht stolzer und einsamer unter seinen Vasallen leben, als Herr Jacob Friedrich Gontard unter den Leuten seines Hauses und Contoirs.

Enfin! über dies Zusammenwirken seiner Frau und des Hauslehrers bei der Erziehung der Kinder war kein Wort zu verlieren.

Monsieur Gontard wußte auch und hatte eben so wenig etwas dagegen, daß der Lehrer seiner Frau Bücher

brachte und ihr öfter das Beste der neuesten Erscheinungen vorlas.

Was aber, um Gottes Willen, gaben denn auch Herrn Jacob Friedrich Gontard Bücher an? — Außer dem großmächtigen Geheimbuch des Geschäftes, mit den langen, Ehrfurcht gebietenden Zahlenreihen, kümmerte er sich um kein Buch.

Gewohnt, nach Schluß des Comptoires jeden Abend seine Parthie L'hombre zu machen, war er zufrieden, wenn er wußte, daß sich seine Frau bis zu seiner Heimkehr angenehm unterhalte.

Lange Zeit ärgerte sich die Haushälterin unaussprechlich über diese Gleichgültigkeit. Sie sann darüber nach, wie man so thörigt sein könne . . . als ihr mit einemmale unter diesem feindseligen Sinnen und Grübeln die Furien: Eifersucht und Haß einen Gedanken eingaben, der sie mit wilder Freude durchzuckte.

Sollte es denn gar nicht möglich sein, Herrn Gontard aus seinem vornehm-stolzen Selbstgefühl ein wenig aufzurütteln?

Sollte es nicht möglich sein, dies — freilich nur mit einem übermäßig großen Selbstbewußtsein, Stolz und Zahlen ausgefüllte Herz — ein wenig eifersüchtig zu machen?

„Warum denn nicht?“ — frugen die finsteren Dä-

monen in Mamsell Clara's Brust. — „Warum denn nicht! . . . und dann . . . ist die Rache dein!"

Und sie sann und sann wieder. Aber die Sache war nicht so leicht.

Wer sollte es thun? . . . und . . . wie sollte es ausgeführt werden?

Herr Gontard stand unter seiner Dienerschaft wie ein himmelanstrebender, sein stolzes Haupt hoch über die Wolken hebender Gletscher zwischen Maulwurfshügeln.

Ohne eine an ihn gerichtete Frage, durfte kein Domestique Herrn Gontard auch nur mit einem Worte anreden.

Und schreiben? . . . annonym schreiben? . . . Die Sache war zu gefährlich. Man kannte im Hause die Handschrift der Haushälterin.

Am ehesten hätte noch der alte Jacob das Gift in des Herren Ohr träufeln können; . . . aber der? . . . nein! der war ja am allerwenigsten dazu zu gebrauchen, da er für Frau Gontard-Borkenstein ebenso in Anhänglichkeit und Liebe schwärmte, wie für Herrn Hölderlin, den ja ohnedem Alle im Hause gern hatten und schätzten.

Die ganze Schwierigkeit, ihre Rache auszuführen, blieb also auf Mamsell Clara selbst lasten.

Aber sie übernahm sie.

„Kommt Zeit, kommt Rath!" — dachte sie dabei.

Und so war es in der That. Die Leidenschaften, die wie finstere Dämonen in ihrer Brust wütheten, hatten bald einen perfiden Plan ausgebrütet.

Arglos lebten dabei Frau Gontard-Borkenstein und Hölderlin in ihrem, sich immer schöner und edler gestaltenden geistigen Verkehre fort, nicht ahnend, daß er zur Quelle eines verhängnißvollen unseligen Geschickes werden sollte.

Im Anfange des Jahres 1797 war endlich der erste Band des „Hyperion" erschienen.

Die Sprache hatte, im Vergleich zu der früheren Arbeit, an Schwung und Leichtigkeit, die Anschauungsweise an Innigkeit, Wahrheit, Kraft und Tiefe gewaltig zugenommen. Dabei hatte sich der Dichter durch eine energische Mystik, ohne an Pietät und Empfindung zu verlieren, auf den Gipfel einer pantheistischen Weltanschauung emporgeschwungen*). Hier stand jetzt — ein Spiegel seiner Seele — was Natur und Liebe betrifft, „der Geliebte vor der Geliebten." Das erzählende Element ist dabei in dem Roman zurückgetreten, und neben der Liebe, die unbedingt den Mittelpunkt des Ganzen bildet, treten die Ideale großartiger Freundschaft hervor und durchathmen das Werk mit einem kühnen thatkräftigen Geiste.

---

*) Schwab.

Einer Freundin, welche Hölderlin den „Hyperion“ überreichte, schrieb er dabei folgendes:

„Der Einfluß edler Naturen ist dem Künstler so nothwendig, wie Tageslicht den Pflanzen; und wie das Tageslicht in der Pflanze sich wiederfindet, . . . nicht wie es selbst ist, sondern nur im bunten irdischen Spiele der Farben, so finden edle Naturen nicht sich selbst, aber zerstreute Spuren ihrer Vortrefflichkeit in den mannigfaltigen Gestalten und Spielen des Künstlers.“

Frisch und mit doppeltem Muthe ging Hölderlin jetzt an die Vollendung dieses Werkes, die ihm — bei den mannigfaltigen, schon vorhandenen Vorarbeiten — in der That leicht wurde.

Aber schon drängte sich auch seinem schöpferischen Geiste eine neue Idee auf. Er sehnte sich nach einem Versuche, auf dem Gebiete der dramatischen Poesie. Hölderlin entwarf daher den Plan zu einem Trauerspiele, das die letzten Todeszuckungen alter Spartanertugend schildern und den König Agis zum Helden haben sollte.

Wie stärkte und erheiterte ihn eine solche Beschäftigung!

Den Blüthenkranz aber, der am reichsten duftete und seinem Leben in Frankfurt erst den vollen Werth gab, reichte ihm doch fortwährend der Umgang mit Diotima.

Auch heute war er wieder mit ihr zusammen; d. h. auch heute saß wieder — während er den Kindern Unterricht gab — Frau Gontard-Borkenstein bei geöffneter Thüre in dem anstoßenden Zimmer, und hörte — ein Buch in der Hand — dem Unterrichte zu.

Aber sonderbar! wenn sie hinübersah nach dem runden Tische, um welchen der Hauslehrer mit seinen Zöglingen saß, und ihr Blick die Gesichtchen der Kinder traf, die mit der Offenheit der Unschuld und dem Ausdrucke freudiger Lernbegierde an dem geliebten Lehrer hingen, . . . sonderbar! . . . dann strahlte nicht, wie gewöhnlich, ein still-freudiges Glück aus ihren schönen edlen Zügen, sondern sie trugen heute mehr den Stempel einer trüben, wehmüthigen Bewegung.

Eigenthümliche Töne waren heute schon den ganzen Tag in ihrem Inneren angeschlagen und zitterten noch fortwährend in ihr nach.

Wer von uns Menschen ist nicht schon das eine- oder das anderemal mit einem trüben, bang auf der Seele lastenden Gefühle aufgestanden, das er für lange Zeit nicht mehr los werden konnte? Da aller Trieb nur die active Seite des Gemeingefühles ist, und da der Instinct in uns Menschen unabhängig von aller Erfahrung und vor ihr voraus die nöthigen Mittel ergreift, so muß auch ein Vorgefühl vorhanden sein, wodurch er bestimmt wird. Was heißt das anders, als

unser körperliches und geistiges Lebensprincip wirkt auf eine Zukunft hin. Da wir aber wissen, daß die Zukunft der Gegenwart und der Vergangenheit entwächst, so sind wir Menschenkinder — namentlich bei trüber, freilich oft nur aus einer körperlichen Disposition hervorgehender Stimmung, — leicht geneigt: aus dem Material, welches uns Gegenwart und Vergangenheit, wohl manchmal nur im Traume reichen, uns selbst mit Hülfe der Phantasie eine, unserer Stimmung entsprechende Zukunft zu schaffen.

Schiller läßt in dem reizenden Gedichte: „Der Ring des Polykrates“, den Tyrannen von Samos durch seinen Freund Amasis vor dem übermäßigen Glücke warnen, das ihm die Götter geschenkt. Amasis ahnt, daß dies, für einen Menschen zu große Glück, nicht auf die Dauer bestehen könne. Er sieht in der Zukunft hinter lächelnden Genien die Nemesis lauern.

Ach! das stille Glück, das in der letzten Zeit Frau Gontard erfüllte, beängstigte sie auch manchmal. Der Gedanke an die Zukunft legte sich dann kalt und schwer auf ihre Seele. Wohl war es keine Nemesis, die sie — die sich frei von jeder Schuld wußte — zu fürchten hatte; aber . . . konnte dies Glück denn ewig dauern?

Sie hatte sich in der Nacht solche Gedanken gemacht: schwere Träume und ein wehmüthig banges Nachzittern der Seele waren die Folgen.

Die Unterrichtsstunden waren jetzt vorüber; . . . die Kinder sprangen zur Mutter und schmiegten sich liebend an sie.

Hölderlin folgte ihnen. Ein glückliches, sein edles Gesicht gar schön verklärendes Lächeln, sprach die innigste Theilnahme an der Mutter und den Kindern aus.

Und war denn auch diese Gruppe nicht bezaubernd?

Der junge Dichter sah die Göttin der Anmuth, von Genien der Unschuld umgeben, vor sich.

Es giebt einen gewissen bezaubernden äußeren Liebreiz bei dem weiblichen Geschlechte, der ihm besonders eigenthümlich ist, der ihm durch die Schönheit allein nicht gegeben werden kann, aber mit der Schönheit verbunden, auf uns mächtiger als alles Andere wirkt; es ist . . . die weibliche Grazie. Sie selbst kann die körperliche Schönheit nicht hervorbringen, die eine bloße Naturgabe bleibt, allein sie kann sie unendlich erhöhen und selbst die Häßlichkeit minder häßlich machen. Wenn die Schönheit nur eine schöne Form ankündigt, so geht die Grazie oder weibliche Anmuth noch weiter, indem sie sich als den schönen Ausdruck der schönen Seele darstellt, sich öffentlich so zeigt, und in ihrem Wettkampfe mit der Schönheit fast allemal siegt. Wir betrachten sie als ein liebenswürdiges Verdienst des Geistes, die Schönheit aber nur als eine liebenswürdige Eigenschaft

des Körpers, die uns gegeben ist, und folglich zu keiner Gattung eines Verdienstes gerechnet werden kann. Wir können von ihr nicht nothwendiger Weise auf die Schönheit der Seele schließen: wir thun dies aber stets bei der weiblichen Grazie, weil sie nur von der Seele ausgehen kann, und sich ohne eine Vollkommenheit des Geistes, ohne einen ruhigen Einklang aller Gefühle und Gedanken nicht denken läßt.

Frau Gontard-Borkenstein war ein Bild dieser Anmuth; — man konnte sagen: sie war die Anmuth selbst, der sich dann in schönem Einklange, Herzensgüte und jenes würdevolle Wesen anschlossen, das dem Weibe die Krone der Schöpfung reicht.

So war sie immer; aber heute schmückte sie in Hölderlin's Augen noch ein neuer, ungewohnter Reiz: es war der eigenthümliche Schatten, welchen die Wolke, die an ihrer Seele vorüberzog, auf ihr ganzes Wesen warf.

In der That traten ihr jetzt, da sich die Kinder so herzlich und innig an sie anschmiegten, Thränen in die Augen.

Der Hauslehrer hatte am Schluß der Unterrichtsstunde, den Kindern in einer kleinen selbst erfundenen Erzählung auf gar schöne Weise den Werth eines reinen Herzens dargethan.

Das Mutterherz war noch bewegt davon . . . das

der Kleinen aber schlug stürmisch, als die hohe Frau jetzt, wie segnend, ihre Hände auf ihre Häupter legte und mit unendlicher Zärtlichkeit sagte:

„Behaltet nur recht hübsch, was ihr eben von Herrn Hölderlin gehört. Nichts, ihr lieben Kinder, nichts geht über den inneren Frieden. Das Bewußtsein eines reinen Herzens ist ein ungemein süßes und belohnendes; es ist mehr als alle Schätze, die die Welt uns anbieten, als alle Gaben und Gunstbezeugungen, womit Menschen uns auszeichnen können. Ohne dieses Bewußtsein sind wir im Ueberflusse arm, und auf den höchsten Ehrenstellen elend; mit ihm aber unaussprechlich reich und glücklich, selbst im Entbehren alles dessen, was die Menschen Glück nennen. Es ist das Einzige, Kinder, was unter allen Umständen aushält, was über alle Unfälle erhebt, was allen äußern Glanz entbehrlich macht, und allen Mangel ersetzt. Reinen Herzens zu sein ist die süßeste Beruhigung, ist göttlicher Friede und selige Hoheit!" —

Und dies sagend, küßte sie die Kleinen mit dem vollsten Ausdrucke mütterlicher Liebe auf die Stirne.

Der alte Jacob servirte jetzt den Thee. Die Kinder tranken ihn, wie gewöhnlich, mit und erheiterten durch ihr fröhliches, unschuldiges Geplauder Mutter und Lehrer.

Als die trauliche Theestunde vorüber war und die

Kinder sich mit der Gouvernannte entfernt hatten, zog Hölderlin ein Päckchen aus der Tasche und reichte es, mit einer artigen Verbeugung, der Dame des Hauses, indem er sagte:

„Erlauben Sie, hohe Frau, daß ich dies Zeichen meiner unbegrenzten Verehrung in Ihre Hände lege!“

Frau Gontard staunte und ihre Hand näherte sich dem dargebotenen, in reinliches Papier sorgsam eingehüllten Gegenstande nur langsam. Unverkennbar kämpfte es in ihrem Inneren: sollte . . . durfte sie ein Geschenk von dem Hauslehrer annehmen? Es war noch nie etwas der Art unter ihnen vorgekommen.

„Entfalten Sie das Päckchen nur gütigst!“ — sagte jetzt Hölderlin lächelnd, da er das innere Schwanken der Dame bemerkte. — „Ich würde es nicht wagen, Ihnen ein Geschenk anzubieten, wenn ich nicht wüßte, daß Sie es nehmen dürfen. Sie haben sogar so viel Eigenthumsrecht daran, als an dem schönen Bilde, das Ihnen der Spiegel wiedergiebt, wenn Sie hineinschauen. Nur ist dies Eigenthumsrecht hier geistiger Natur.“

Die Blicke der Dame erheiterten sich etwas; neugierig öffnete sie die Umhüllung, und ein freudiges, von Herzen kommendes — „Ach!“ entschlüpfte ihren Lippen.

Es war ein elegant eingebundenes Buch, das sie in den Händen hielt.

„Ihr Hyperion!“ — rief sie dabei angenehm überrascht. — „Ja! diese liebe Gabe darf ich annehmen. Es heißt den Dichter ehren, wenn man seine Werke mit Freuden entgegennimmt.“

„Es ist der erste Theil meines Buches, der eben von der Presse kommt!“ — versetzte Hölderlin strahlenden Auges. — „Sie wissen, hohe Frau, wie viel das Werk Ihnen verdankt.“

„Ich weiß nur“ — entgegnete Frau Gontard, und tiefes Roth übergoß ihr Antlitz, — „daß Sie einer der edelsten und besten, aber auch einer der schwärmerischsten Menschen auf Erden sind, . . . der die Ideale seiner großen und schönen Seele in Anderen wiederzufinden glaubt, während er sie, im hohen Schwunge seiner Phantasie; doch selbst schuf.“

„Der göttliche Hauch, der mich beseelte als ich Diotima gestaltete . . .“

„Diotima war geschaffen, ehe Sie nach Frankfurt kamen.“

„Nicht doch, hohe Frau, an ihrer Stelle stand damals Melide; . . . es war ein todtes eisiges Gebilde. Das Hohe, das Edle und göttlich Schöne. . . .“

„Welches sie später in Ihrer Ueberarbeitung Diotima beilegten“ — fiel hier Madame Gontard ein — „erblühte, wenigstens zum Theil, dem reichen Geistesleben, das der wackere Erzieher meiner Kinder zwischen

sich und der Mutter seiner Zöglinge hervorzurufen verstand. Auch dafür, verehrter Freund unseres Hauses — denn so darf ich Sie ja wohl nennen — auch dafür meinen Dank. Das Buch wird mir eine liebe Erinnerung an manche schöne Stunde sein, die wir mit einander zugebracht, und in welchen das Herz besser, weiter und größer und der Geist reicher wurde."

Und mit diesen Worten reichte Madame Gontard Hölderlin die Hand, die der junge Dichter überglücklich aber mit Bescheidenheit an seine Lippen führte.

Es lag auch hierin der Cultus einer reinen heiligen Verehrung.

Madame Gontard durchblätterte jetzt mit kindlichem Wohlgefallen das ihr so liebe Buch, hie und da einige Worte lesend.

Die Stellen waren ihr fast alle bekannt. Der Hauslehrer hatte ihr ja im Laufe der Zeit den größten Theil des Manuscriptes selbst vorgelesen.

Sie lächelte jetzt wunderlieblich, . . . dann sagte sie:

„Diese Stelle haben Sie in Cassel geschrieben und mir dort in unserer traulichen Flüchtlingswohnung vorgelesen."

„Welche Stelle ist dies?" — frug Hölderlin in glücklicher Erinnerung.

Frau Gontard las:

„Man sagt sonst, über den Sternen verhalle der

Kampf, und künftig erst, verspricht man uns, wenn unsere Hefe gesunken sei, verwandle sich in edlen Freudenwein das gährende Leben; die Herzensruhe der Seligen sucht man sonst auf dieser Erde nirgends mehr. Ich... ich weiß es anders. Ich bin den näheren Weg gekommen. . . ."

„Und warum lesen Sie nicht weiter?" — frug der junge Dichter lächelnd, als die schöne Frau jetzt plötzlich erröthend inne hielt. — „Ich denke, die Vollendung des Satzes heißt: Ich bin den näheren Weg gekommen. Ich stand vor ihr, und hört' und sah den Frieden des Himmels."

„Glücklich derjenige Mensch," — sagte die Dame ruhig — „der diesen Frieden in sich gefunden. Möge ihn der Himmel auch uns bewahren."

Hölderlin bat sich das Buch auf einen Augenblick aus, Frau Gontard gab es ihm. Er blätterte ein wenig darin. Dann sagte er:

„Hier ist eine Stelle, die so recht mein Inneres ausdrückt."

„Es wird wieder eine Schwärmerei sein!" — meinte Frau Gontard lächelnd.

„Nein!" — versetzte der junge Mann, — „es ist tiefe Seelenwahrheit!"

Aber an ihre Uebereinkunft gedenkend, setzte er hinzu — „Hyperion schreibt an Bellarmin: Ich hatt' ihr

nichts zu geben, als ein Gemüth voll wilder Widersprüche, voll blutender Erinnerungen; nichts hatt' ich ihr zu geben, als meine grenzenlose Liebe mit ihren tausend Sorgen, ihren tausend tobenden Hoffnungen; sie aber stand vor mir in wandelloser Schönheit, mühelos, in lächelnder Vollendung da. Ach! alles, was in goldenen Morgenstunden von höheren Regionen der Genius weissagt, es war alles in dieser Einen stillen Seele erfüllt."

„Wie reich Sie an schönen Gedanken sind!" — unterbrach den Lesenden hier die liebliche Frau mit einer Unbefangenheit, die wunderbar auf den jungen Mann zurückwirkte. Mit Blitzesschnelle überlief Feuerröthe sein Gesicht. Aber er hätte dem Cherub seines Paradieses doch die Hand küssen mögen, daß er es so gut bewachte.

„Wie reich Sie an schönen Gedanken sind!" — wiederholte die Dame. — „Zwei edle Gemüther haben sich in Hyperion und Diotima gefunden und sind nun, im Bewußtsein geistiger Einheit glücklich. Sollten die besseren der Menschen nicht immer und überall nach einem solch' harmonischen Einklange streben?"

„Freilich sollten sie es; aber . . ."

„Die Seelen der Guten würden alsdann immer schöner zusammenleben, und alles in uns und um uns vereinigte sich zu goldenem Frieden. Welch ein glücklicher

Zustand müßte das sein! daß die Menschen so etwas nicht begreifen können!"

„Die Guten begreifen es wohl; . . . aber . . . wie wenige sind deren vorhanden?"

„Würde es so kommen, es müßte uns Allen ja sein als wäre die alte Welt gestorben und eine neue begönne mit uns, so geistig und kräftig und liebend und leicht würde den Menschen dann alles werden."

„Die ganze Menschheit wäre alsdann ein Chor von zahllosen unzertrennlichen Tönen, die selig durch den Aether der Unendlichkeit schwebten!"

„Erhabener Gedanke!"

„Schöner Traum!" — seufzte Hölderlin.

„Traum?!" — rief hier mit leisem Beben Madame Gontard und fuhr mit der Hand an die Stirne. — „O! warum müssen Sie mich daran erinnern!

„Woran?" — frug Hölderlin erschrocken und besorgt, denn Frau Gontard war plötzlich blaß geworden.

Eine kleine Pause entstand. Wieder lief ein Schatten über die schönen Züge.

„Sie werden über mein kindisches Wesen lachen!" — sagte Frau Gontard. — „Ich bin auch sonst nie so thöricht . . . bin weit entfernt, an Träume zu glauben."

„An Träume?" — frug Hölderlin in der That leise lächelnd.

„Verstehen Sie mich nicht falsch, mein Freund!" —

fuhr die schöne Frau trübe fort. — „Ich hatte verwichene Nacht einen peinlichen Traum. Er stimmte meine Seele schwermüthig . . . und . . . dieser Stimmung kann ich mich nicht erwehren, sie zitterte den ganzen Tag — und selbst jetzt noch — in mir nach.“

„Ich denke, Sie legen doch ein zu großes Gewicht auf dies Spiel ihrer Phantasie!“

„Es war weniger Spiel der Phantasie, als das Wiederherantreten einer peinlichen Thatsache aus meinem Leben.“

„Da diese der Vergangenheit verfallen zu sein scheint, so vergessen Sie dieselbe . . . sammt dem Traume. Erinnerung spielt ein große Rolle in unseren Träumen.“

„Der Eindruck war zu groß . . . er lastet noch zu schwer auf mir! . . . Doch! . . . ich erleichtere mich vielleicht und befreie mich von diesem mir sonst so ganz fremden kindischen Wesen, . . . wenn ich Ihnen den Traum erzähle.“

„Thun Sie es, hohe Frau!“ — bat Hölderlin. — „Wenn man ein Gespenst zu sehen glaubt, muß man immer festen Schrittes darauf losgehen. So nur entwaffnet die Wahrheit die Täuschung unserer Sinne.“

„Mir aber träumte mit merkwürdiger Lebendigkeit und Wahrheitstreue . . . was mir einst selbst begegnet.“

„Und das war?“

„Ich saß als Braut, im vollen bräutlichen Schmucke,

in der Equipage meiner Mutter, die sich neben mir befand. Der Hochzeitszug führte durch die Straßen Hamburgs. Der Wagen meines Bräutigams, Herrn Gontards, folgte dem meinen und endlos war der Zug. Alles . . . alles . . . genau wie damals im Leben! Jedes Haus erkannte ich wieder . . . jede Regung meines Herzens . . ."

Madame Gontard brach ab. Nach einer secundenlangen Pause aber fuhr sie wieder fort:

„Eben nahte sich der Hochzeitszug dem Altonaer Thore, das er passiren mußte . . . da . . . da . . . kam ihm ein Leichenzug entgegen und hinderte seinen Fortgang . . ."

„Und ist das etwas so besonderes, daß es Ihr Gemüth so erschüttern kann?" — frug hier mit milder Stimme Hölderlin. – „Freud' und Leid begegnen sich täglich im Leben."

„Sie haben recht!" — sagte Frau Gontard; . . . aber sie sprach nicht aus, was ihr Herz in diesem Augenblick krampfhaft zusammenzog.

Sie hatte im Traum noch mehr gesehen: als der Leichenwagen dicht an sie herangekommen, sprang der Deckel des Sarges auf, den er trug, und . . . in ihm lag die Leiche Hölderlins . . . umgeben . . . von den Leichen ihrer Kinder. Die Kleinen lagen wie schlafend

... Hölderlins Augen aber starrten sie weit, groß ... entsetzlich an.

Frau Gontard schütterte auch jetzt wieder zusammen.

„Sie sind unwohl, hohe Frau!“ — sagte, dies bemerkend, Hölderlin. — „Wünschen Sie zur Ruhe zu gehen?“

„Nein!“ — versetzte die Dame, indem sie mit der Hand über Stirne und Augen fuhr, als wolle sie den peinlichen Eindruck verwischen. — „Nein, Herr Hölderlin, es ist nichts! ... es ist schon wieder vorüber. Und ... zur Ruhe gehe ich nicht gerne, bevor Herr Gontard zu Hause ist. Er liebt es, mich noch zu treffen. Wenn Sie also noch einige Zeit für mich haben ...?“

„Mein ganzes Leben!“ — sagte der junge Mann mit einem Blick stolzer Freude.

„Das gehört der Menschheit an!“ — versetzte Madame Gontard trübe lächelnd — „ich darf sie nicht berauben.“

„Der Menscheit!“ — wiederholte Hölderlin. — „Es ist allerdings schön für sie zu leben; aber ...“

„Nun?“

„Für sie leben ... heißt auch für sie sterben!“

„Was doch wohl nicht immer nöthig ist!“

„Ich will Ihnen ein Gedichtchen recidiren.“

„Thun Sie es!“

„Es heißt:

Der heilige Sebastian.

An einem Baume hingebunden
Erwartet er den Tod, und sieht
Mit Ruh' empor, obgleich aus zwanzig Wunden
Nun bald sein Leben flieht.

Die Söldner des Tyrannen schicken
Zur That sich an mit manchem harten Wort,
Vernichtung grinst aus ihren Blicken . . .
Des Jünglings Herz schlägt ruhig fort.

Zum großen Kampfe vorbereitet,
Ist nichts mehr was ihn an der Erde hält.
Er weiß, daß, wer für Wahrheit streitet,
Nur Sieger wird, . . . indem er fällt!"

„Ich denke mir die Welt lieber anders!" — entgegnete Frau Gontard.

„Und wie?"

„Am liebsten wie ein häusliches Leben — ich habe Ihnen meine Ansicht darüber schon einmal gesagt."

Hölderlin lächelte. Er hatte es ja seiner Diotima in den Mund gelegt.

„Am liebsten" — fuhr Frau Gontard fort — „denke ich mir die Welt, wie ein häusliches Leben, wo jedes, ohne gerade daran zu denken, sich in's andere schickt, und wo man sich einander zu Gefallen und zur Freude lebt, weil es eben so von Herzen kommt."

Ein Wort gab jetzt das andere; man kam von Welt und Menschheit auf die Bestimmung des Einzelnen, von

dieser auf das sehr naheliegende von Beiden so oft cultivirte Feld der Erziehung, und auf diese Weise in logischem Gedankengange speciell auf die Erziehung der Zöglinge Hölderlins.

Warm wurde es Beiden wieder um's Herz, und lange besprachen sie sich darüber mit schönem Eifer: wie für die Zukunft die Kinder geführt und geleitet werden sollten, um recht tüchtige gute und edle Menschen aus ihnen zu machen.

Ach! sie waren es ja selbst: Hölderlin und die hohe Frau! Konnten sie ahnen, daß in derselben Stunde der finstere Geist der Rache sie in immer enger und engerem Kreise umzog? — Sie hörten den geräuschlosen Schlag seiner Flügel nicht; . . . sie sahen nicht, wie seine knöcherne Hand die eisernen Würfel faßte; . . . sie vernahmen nicht ihr furchtbares Rollen; . . . aber Eine hörte, sah, vernahm es . . . und das war . . . Mamsell Clara! — — —

Es war noch nicht spät am Abend, aber die Lichter brannten doch schon eine Weile. Im Gontard'schen Hause herrschte auffallende Ruhe.

Oben im Wohnzimmer saßen Madame Gontard und der Hauslehrer; — Herr Gontard war wie allabendlich auswärts, nach Schluß des Comptoirs seine Parthie Lhombre zu machen. Die Kinder schliefen; die Gouvernante wachte noch, mit einer Putzarbeit beschäftigt,

an der Seite der Kleinen. Selbst der alte Jacob mußte das Bett hüten, da er sich — zum Schreck und zum Aerger Mamsell Claras — seit einigen Tagen unwohl fühlte. Die übrige Dienerschaft befand sich in der Küche und im Bedientenzimmer.

Mamsell Clara allein hielt im ersten Vorzimmer — drei andere Apartements von dem Gemache entfernt, in welchem sich ihre Herrschaft aufhielt, — Wache; denn sie hatte es, seit Jacobs Erkranken, aus sehr triftigen Gründen übernommen, Herrn Jacob Friedrich Gontard bei seinem allabendlichen Nachhausekommen die Thüre zu öffnen und dem Herrn hinauf zu leuchten.

Hing doch ihr finsterer Racheplan auf das Engste mit dieser, für eine Haushälterin allerdings eigenthümlichen Verrichtung zusammen. Sie hatte ihn ja endlich in den schlaflosen Stunden der Nächte ausgebrütet, und zugleich — da es nicht anders gehen wollte — auf die Erfahrung gegründet: daß auch der Tropfen, wenn er fort und fort auf dieselbe Stelle fällt, den festesten Stein auszuhöhlen vermag.

Jetzt war sie allein, und wartete mit Sehnsucht auf das Nachhausekommen Herrn Gontard's. Derselbe Gifttropfen, den ihm Mamsell Clara jeden Abend in das Ohr träufelte, war auch heute bereit.

Noch hatte das Gift nicht gewirkt . . . aber sie war überzeugt, . . . daß die Wirkung nicht ausbleiben werde.

Und dies Gift . . . es bestand aus fünf Worten.

Herr Jacob Friedrich Gontard pflegte nämlich jedesmal, wenn er Abends nach Hause kam, schon an der Thüre zu fragen:

„Enfin! Ist meine Frau zu Hause?"

Dann antwortete Mamsell Clara nur:

„Herr Hölderlin liest ihr vor!"

Freilich hatte Herr Gontard bis jetzt, wie es schien, noch nichts darin gefunden. Wie immer achtete er kaum auf eine Antwort aus dem Munde eines Domestiken. Die Frage selbst ward ja gewohnheitsmäßig gestellt, während zumeist die Gedanken des Bankiers bei ganz anderen Dingen weilten.

Aber der Teufel ist schlau wie sein Bruder, der Dämon des Hasses, und da dieser im Herzen Clara's saß, lehrte er sie in jene Worte nach und nach einen so eigenen Klang zu legen, — ihnen eine so eigene Betonung zu geben, daß die Wirkung mit der Zeit nicht ausbleiben konnte.

Auch jetzt wieder sann Mamsell Clara mit finsterem Triumphiren über diesen Gegenstand nach. Durfte sie hoffen, daß das Gift heute wirke?

Warum nicht?

Ein klein wenig aufmerksam schien ihr Herr Gontard schon gestern geworden zu sein.

Und wenn es nun endlich zündete?

Sie berechnete — in einer Ecke des Zimmer's sitzend, die Hände um ihr rechtes Knie geschlungen, mit den weit geöffneten Augen vor sich hinstarrend — die Folgen.

Der Verhaßte mußte dann jedenfalls aus dem Hause, und ihrer hochgestellten Nebenbuhlerin ward nicht nur der Geliebte entrissen sondern es war alsdann auch der Friede ihrer Ehe dahin.

Wie hätte der Stolz eines Herrn Jacob Friedrich Gontard ein solches Vorkommniß jemals vergessen und vergeben können.

Welche Qualen, welche Nächte voll Thränen dann für die sonst vom Glück so weich gebettete und verzogene Frau; welche Verzweiflung für den Hauslehrer, der ihre Liebe so übermüthig zurückgestoßen, — welche Verzweiflung dann, sich aus allen seinen geträumten Himmeln hinaus in die Welt gestoßen zu sehen!

Ein triumphirendes Lächeln voll Haß, Gift und Bosheit stahl sich in Mamsell Clara's Züge, und kündete wie süß ihr der Gedanke der Erfüllung ihrer Rache sei.

Lange dachte sie darüber nach, und wie ein grimmiges Raubthier mit Lust in dem Fleisch und Blut seines zerrissenen Opfers wühlt, so wühlte sie in den Gedanken mit Behagen in den Vorstellungen der Qualen, die sie den beiden Verhaßten zu bereiten hoffte.

Ein in seiner Liebe betrogenes hassendes Weib ist

unbedingt das Furchtbarste was die Erde trägt, . . . so wie ein edles liebendes das Schönste und Herrlichste ist, was Gott zu Schmuck und Zierde auf seine schöne Welt gesetzt.

Freilich ward Mamsell Clara in der Bitterkeit ihres Hasses auch noch durch ihren eigenen Zustand und das Mißgeschick, das sie verfolgte, gesteigert. Jetzt war, zu ihrer eigenen Verzweiflung, der alte Jacob auch noch erkrankt. Die Heirath — die ihr ohnehin Spott und Achselzucken genug eintrug — mußte wieder hinausgeschoben werden.

Gott! Gott! was konnte das für Folgen haben!

Wenn nun der Alte ernstlich krank ward . . . oder gar starb?! . . . wenn man ihn warnte? . . . wenn ihm die Augen aufgingen? . . . oder wenn gar durch den Verzug . . .!

Es überlief Mamsell Clara siedend heiß und eiskalt. Ihre Gedanken verwirrten sich; . . . bald beherrschte sie die Angst für ihre eigene Zukunft . . . bald mußte sie unwillkürlich ihren finsteren Racheplänen nachdenken.

Und es ward immer finsterer um sie her. Trübe brannte das Licht auf dem Tische. Schatten lagen in allen Winkeln, . . . auf und unter allen Möbeln.

Und wo sie hinschaute, kam es ihr vor, als grinzten sie höllische Dämonen an. In den Ecken, auf den Gesimsen saßen sie und lachten höhnisch nach ihr hin;

— sie schauderte zusammen, wandte den Blick ab . . . umsonst! . . . Dämonische Gestalten wo sie ihn hinwarf: auf dem Sopha, unter dem Tische, über den Bildern, an der Decke!

Und die fratzenhaften Gebilde lachten froh und vertraulich und winkten sie heran, als einer der Ihrigen! Oder sie höhnten sie durch Blicke und Zeichen.

Clara sprang auf . . . die Einsamkeit ward ihr unerträglich.

Da schlug die Uhr auf der nahen Katharinenkirche zehn Uhr. Jetzt mußte Herr Gontard bald nach Hause kommen.

Der Gedanke befreite sie von ihrer Qual. Die Angst um sich selbst und ihre Zukunft trat zurück; der Wunsch ihren Haß zu kühlen und endlich mit ihrem Plane durchzudringen beherrschte jetzt wieder alles in ihr.

Aber war Hölderlin auch noch sicher bei Madame Gontard?

Sie mußte es wissen.

Mamsell Clara ergriff das Licht, trat leise auf den Corridor und schlich nach dem Eingange des Wohnzimmers.

„Er ist noch da!“ — jauchzte es in ihr auf, als sie seine Stimme hörte.

Vorsichtig legte sie das Ohr an die Thüre.

Hölderlin las vor.

Sie horchte:

„Der reinste Unterschied des Menschen vom Thiere ist weder Besonnenheit noch Sittlichkeit — denn von diesen Sternen spielen wenigstens Sternschnuppen im niedrigern Thierkreise — sondern Religion, welche weder Meinung, noch bloße Stimmung ist, sondern das Herz des innern Menschen und dessen geistige Lebenswärme.

Wann aber könnte denn schöner das Heiligste einwurzeln, als in der heiligsten Zeit der Unschuld, oder wann das, was ewig wirken soll, als in der nämlichen, die nie vergißt? Nicht die Wolken des Vor- oder Nachmittags, sondern entweder das Gewölke oder die Bläue des Morgens entscheiden über den Werth des Tages.

Wie ist nun das Kind in die neue Welt der Religion hineinzuführen? Durch Beweise nicht. Jede Sprosse der endlichen Erkenntniß wird durch Lehre und Allmähligkeit erstiegen; aber das Unendliche, welches selber die Enden jener Sprossenleiter trägt, kann nur auf einmal angeschaut werden, statt zugezählt; nur auf Flügeln, nicht auf Stufen kommt man dahin.

Am wenigsten stützt sich Religion und Sittlichkeit auf Gründe; eben die Menge der Pfeiler verfinstert und verengt die Kirchen. Das Heilige in euch wende sich an das Heilige im Kinde.

Tugend und Religion in ihre ersten Grundsätze bei Kindern zurückzerspalten, heißt einem Menschen die

Brust abheben und das Herz seciren, um ihm zu zeigen, wie es schlägt.

Je jünger das Kind ist, desto weniger höre es das Unaussprechliche nennen, das ihm durch ein Wort nur zum Unaussprechlichen wird; aber es sehe dessen Symbole. Das Erhabene ist die Tempelstufe zur Religion, wie die Sterne zur Unermeßlichkeit. Wenn in die Natur das Große hineintritt, der Sturm, der Donner, der Sternenhimmel, der Tod: so sprecht das Wort Gott vor dem Kinde aus. Ein hohes Unglück, ein hohes Glück, eine große Uebelthat, eine Edelthat, sind Baustätten einer wandernden Kinderkirche.

So wird das Kind in Gott einen unsichtbaren Freund finden, und wenn dann sein unsichtbarer Freund etwas von ihm verlangt, so glänzt ihm Himmel und Erde und es ist glücklich wie sie; und wenn er etwas verweigert, so ist Sturm auf dem Meere; aber es ist mit Regenbogen überdeckt, und es kennt wohl die liebe Sonne darüber.

Alles Irdische verklärt und sonnt sich alsdann in dem Gedanken an ihn; . . . nur E i n Irdisches bleibt finster übrig . . . d i e S ü n d e."

In diesem Augenblicke hätte Mamsell Clara beinahe einen Schrei ausgestoßen und den Leuchter fallen lassen. Es war ihr vorgekommen, als ob ein finsterer Dämon mit feurigen Augen zwischen ihr und der Thüre, an der

sie lauschte, vorübergehuscht. Freilich war es nur ein Spiel ihrer aufgeregten Phantasie und in Wirklichkeit nur die schwarze Hauskatze.

Es ist eine unangenehme Sache um ein böses Gewissen! Und es schrie eine Stimme in Mamsell Clara's Herz: du stehst auf dem Punkte zwei Unschuldige in das Verderben zu stürzen!

Sie schlich zurück . . . und verfiel in ihr voriges Brüten. — — —

In demselben Augenblicke hatte sich Herr Gontard, im höchsten Grade ärgerlich, in die Ecke seines Wagens geworfen.

Er war aufgeregt, . . . sehr aufgeregt! . . . nicht darüber, daß er heute Abend schlecht gespielt und bedeutend verloren hatte. . . . was lag ihm daran! . . . sondern über Widerwärtigkeiten die im Geschäft vorgekommen, — Dinge, die ihn äußerst unangenehm berührten. Sie gingen ihm fort und fort im Kopfe herum . . . sie waren auch Schuld daran, daß er seine Gedanken nicht beim Spiele gehabt. Und daß er, der ausgezeichnete Lhombrespieler, heute aus Zerstreutheit ein paar Fehler gemacht, ärgerte ihn wieder und wahrlich mehr als der Verlust.

Pünktlichkeit, Ordnung, Klarheit im Geschäft waren Hauptgrundsätze Herrn Gontards, die bei ihm dicht neben strenger Rechtlichkeit standen. Die Ehre des Hau-

ses ging ihm über Alles. Bei seinem angeborenen Stolze aber überschritt dies Ehrgefühl manchmal die vernünftigen Grenzen, wodurch oft die unangenehmsten Conflicte entstanden. Ein solcher war eben wieder eingetreten, und das viele Unangenehme, welches mit ihm zusammenhing, war es, was Herrn Gontard heute Abend im Kopfe herumging und ihn ärgerte.

Jetzt hielt der Wagen. Der Diener sprang herab und zog die Schelle.

Der Schlüssel drehte sich im Schloß; . . . Mamsell Clara, ein Licht in der Hand, öffnete.

Auch der Wagenschlag that sich jetzt auf und der Bankier, die Stirne in düstere Falten gelegt, sprang heraus.

„Ist meine Frau zu Hause?" — war die steriotype Frage, als er an Mamsell Clara, die achtungsvoll zurückgetreten war, vorüberkam.

Aber Clara hatte mit scharfem Auge den aufgeregten Zustand und die Verstimmung des Bankiers schon bemerkt. Es durchzuckte sie ein wildes Feuer; . . . der Gedanke: jetzt ist es Zeit deine Rache zu kühlen, blitzte in ihr auf, und mit einem ganz eigenthümlichen, fast einen leisen Hohn verrathenden Tone sagte sie:

„Herr Hölderlin liest ihr vor!"

Gleich einem Blitz trafen Herrn Gontard Worte und Ton.

„Wie?“ — rief es in seiner Seele — „antwortet denn diese Person nicht jeden Abend mit den gleichen Worten?“

Aber zugleich stand auch alles in ihm in Feuer und Flammen. Plötzlich war eine wilde Eifersucht in ihm erwacht — sein unbegrenzter Stolz bäumte sich empört; — was er bisher ohne Arg geduldet und zugesehen, wandelte die Leidenschaft in Verbrechen!

Er flog die Treppe hinauf, . . . riß die Thüre auf und stürzte mit den Worten: — „Sitzt denn der Mensch beständig bei meiner Frau!“ — in deren Wohnzimmer.

Hölderlin und Frau Gontard waren erschrocken aufgesprungen, weil sie bei dem Aufreißen der Thüre und dem Hereinstürzen des Bankiers glaubten, es sei Feuer im Hause ausgebrochen, oder sonst ein Unglück passirt.

Jetzt standen Beide, wie versteinert.

Betragen und Worte Herrn Gontards waren so unerhört, . . . so ganz seinem bisherigen Wesen entgegen, so furchtbar verletzend für zwei Menschen, die sich des reinsten heiligsten Strebens bewußt waren . . . daß ihnen für den Moment alle Denkkraft versagte. In ihrer Betäubung mußten sie sich erst wiederfinden und fragen: „was war das? . . . träume ich oder wache ich?“

Aber auch nur einen Moment dauerte dieser Zustand, dann verriethen die sich in edlem Zorne belebenden Au-

gen, die sich hoch und stolz aufrichtenden Gestalten, was in Beiden vorging.

„Herr Gontard!“ — sagte Hölderlin, jetzt mit Hoheit auf den Bankier herabsehend, — „nehmen Sie auf der Stelle Ihre Worte zurück und bitten Sie Ihre Gemahlin für die ihr angethane Beleidigung um Vergebung!“

„Parbleu!“ — rief der Bankier außer sich — „verlangen Sie nicht auch noch eine Legitimation Ihrer Unschuld von mir? . . . Die Keckheit ist incroyable!“

„Greifen Sie das Heiligste nicht an, was die Erde trägt!“ — rief Hölderlin zornflammend. — „Es giebt kein Weib auf Erden, das reiner, höher, edler dasteht als Madame Gontard!“

„Der Name Gontard ist inviolable!“ — schrie der Bankier — „qui ose toucher à ce nom! . . . Enfin! Was hat ein Domestique mit ihm gemein!“

Hölderlin zuckte zusammen . . . Todtenblässe deckte sein Gesicht . . . ein wahrhaft furchtbarer Blick schoß aus seinen Augen; . . . aber es war ein Glück, daß ihm für den Moment die Sprache versagte. Groß, erhaben, imponirend wie eine Königin trat Madame Gontard jetzt zwischen ihn und den Gatten und sagte mit Hoheit zu Letzterem:

„Endigen Sie, mein Herr, diese unwürdige Scene. Sie haben mir einen Todesstoß in das Herz versetzt.“

Dann wandte sie sich zu Hölderlin, reichte ihm mit Würde die Hand und fügte bittend hinzu:

„Gehen Sie auf ihr Zimmer, mein Freund. Sie, den wackeren Erzieher meiner Kinder, werde ich stets mit dankbarem Herzen zu meiner Familie rechnen. Sie wissen außerdem, daß Sie als Lehrer, als Dichter und Mensch meine volle Achtung besitzen. Jetzt aber bitte ich Sie, ziehen Sie sich ruhig zurück." —

Hölderlin bebte ... noch rang er nach Worten ... aber ein Blick auf die hohe Frau machte ihn ruhiger.

„Ich gehorche Ihrem Wunsche!" — sagte er gefaßt, obgleich seine Lippen dabei zuckten. — „Ihre Worte gaben mir das Leben wieder; nur muß ich bedauern, daß ich nach der eben stattgehabten Scene nicht mehr in diesem Hause bleiben kann. Ich verlasse es noch diese Nacht!"

Und mit diesen Worten verließ Hölderlin das Zimmer ohne den Bankier eines Blickes zu würdigen.

„Mein Traum!" — rief Frau Gontard leise vor sich hin und faßte nach der Lehne eines Sessels; ... aber ... es war zu spät ... ehe der Gatte noch herbeispringen konnte, war sie lautlos auf dem Boden zusammengesunken.

Der Bettler.

Eine der schönsten Bergketten in dem lieblichen Würtemberg ist die Alp, auch Rauhe=Alp genannt, die sich, geschmückt mit den mannigfaltigsten Naturreizen, in einer Länge von etwa sechs und dreißig Stunden, und einer Breite von vier bis acht Stunden, von Spaichingen bis Aalen und Alpeck hinzieht. Herrliche Wälder von Laub und Nadelholz wechseln mit fetten Wiesenthälern, und wenn auch andere Strecken rauh und unfruchtbar sind, so lohnen diese doch den Naturfreund durch die zahllose Menge der hier vorkommenden Versteinerungen. Prächtig ist dabei oft die Formation der Berge, deren Spitzen häufig die Ruinen alter Ritterburgen zieren; während in Thälern und Höhen wunderbare Felsgebild, in fast mährchenhafter Weise aufsteigen. Der Hohenberg bei Schemberg, die Lochen bei Balingen, der Heuberg, Roßberg, die Achalm, Hohen=Neuffen, Teck, Hohenstauffen, Rechberg und Stauffenberg — sämmt=

lich der Alp angehörend — sind reizende Punkte, und dürfen sich wahrlich mit dem Roßbühl auf dem Kniebis, dem Dobel und den Bergen an der Murg messen.

Mit zu den schönsten Strichen gehört dabei der Weg von Urach über Reutlingen nach Tübingen, dessen Glanzpunkte wieder die Achalm, die Nebelhöhle und das Lichtensteiner Schlößchen sind.

Eine halbe Stunde von der ehemaligen — im Mittelalter durch ihre Fehden berühmten — Reichsstadt Reutlingen liegt Pfullingen im obstreichen Echazthale. Ein guter Fußgänger gelangt von da in ein und einer halben Stunde über die Dörfer Ober- und Unterhausen nach der interessanten Pfullinger Höhle, so bekannt durch Herzog Ulrich von Würtembergs Aufenthalt in derselben, als er sich vor seinem aufständigen Volke verbergen mußte.

Der bequeme Fahrweg geht über Lichtenstein; aber auf diesem bringt man sich um eine hohe Ueberraschung. Schöner ist's, wenn man erst auf dem Rückwege dem Hauptpunkte zuwandelt; man erblickt alsdann erst ein Dach, erwartet einen fortlaufenden Bergrücken, steht dann plötzlich vor einem tiefen Alpthale und sieht auf der Platte eines abgerissenen Felsenkegels das kleine Jägerhaus — jetzt Schlößchen — wie ein Vogelnest sitzen.

Eine Zugbrücke vermag es ganz zu isoliren. Von

den Fenstern des kleinen Gebäudes aus erblickt man dann tief im Echazthale die lachenden Dörfchen Honau und Ober- und Unter-Hausen.

Und bieten denn Honau auf seiner Anhöhe, von der die forellenreiche Echaz herabstürzt, so wie die hohen Felsenwände umher nicht in der That eine ächte Schweizer-Scene? — — —

Auch jetzt befand sich auf dem Lichtenstein — unweit des eben gedachten Jägerhauses, nahe der Stelle, an welcher die Dankbarkeit in späteren Zeiten dem Dichter „der Lichtensteiner," dem wackeren Hauf, ein Denkmal gesetzt — eine kleine Gesellschaft, in die wunderbar reizende Aussicht vertieft.

Es waren zwei weibliche Wesen, ein Mann und ein Kind. Die ersteren, einfach aber recht nett gekleidet, hätte man beide, bei ihrer Frische und Jugendlichkeit, für Mädchen nehmen können, wenn nicht die ältere unter ihnen — die der junge Mann oft mit freundlicher Zärtlichkeit ansah und Käthchen nannte — ein liebliches Kind an ihrer Hand geführt, das sie jetzt sogar, des nahen Abhanges halber, mit mütterlicher Besorgniß auf den Arm nahm.

Mit einem Worte: es war Neuber, seit einigen Jahren wohlbestellter Gerichts-Actuarius der altehrwürdigen Reichs-, Wahl- und Krönungsstadt Frankfurt mit seinem jungen Frauchen, seinem zweijährigen blondlocki-

chen Knäbchen und Mina, der treuen Freundin Käthchens.

In den Gerichtsferien hatte Neuber mit seiner Familie die Reise nach Schwaben unternommen. Kaum aber würde der stille ehrsame Bürger ein solches, für damalige Zeit großes Unternehmen gewagt haben, wenn sich hier nicht mit dem Angenehmen das Nützliche hätte verbinden lassen. Ein alter einzelnlebender Verwandter war ihm in Tübingen gestorben und dessen Erbschaft persönlich anzutreten, hatten ihn die Gerichte aufgefordert. Die Sache war auch bereits richtig abgemacht und die Familie auf dem Heimwege.

Aber das Jägerhäuschen und die Nebelhöhle durften doch nicht unbesucht bleiben, da man ihnen so nahe war, und so hatte man denn den Lohnkutscher mit seinem alten wacklichen, aber trotzdem hochbepackten Wagen in Hausen zurückgelassen und war mit Hülfe der jugendlichen Beine hinaufgestiegen auf den Berg, dessen herrliche Aussicht jetzt von der kleinen Reisegesellschaft um so entzückender gefunden wurde, als die guten bescheidenen Menschen ja noch gar wenig dergleichen gesehen hatten.

Noch standen sie so, die staunenden Blicke in das Echazthal gerichtet, in dem die Menschen wie Ameisen und die Häuser der Dörfchen so nett und so klein aussahen, wie Kinderspielsachen, so daß das Lockenköpfchen

auf dem Arme der überglücklich lächelnden Mutter: „Haus!“ rief und darnach langen wollte — als ein eleganter Reisewagen von drei Postpferden gezogen — Vorspann mußte der Steige wegen hier immer genommen werden — auf der Höhe anlangte.

Zwei Männer stiegen aus. Der eine erschien, schon aus der Ferne gesehen, als ein feiner Herr; der Andere war ohne Zweifel ein Lohndiener oder Cicerone.

Neuber und die Seinen achteten wenig auf sie; die himmlische Aussicht zog sie ja zu sehr an. Und doch sah sich das junge Ehepaar plötzlich und auf einen Schlag um.

Eine bekannte Stimme hatte ihr Ohr getroffen.

Da wandte sich auch der Herr . . . erblickte das Ehepaar und in demselben Augenblick erschallte ein freudiges:

„Himmel!“

„Was seh' ich!“

Und, beide Hände vor sich hinstreckend, eilte der eben Angekommene auf Käthchen und die Ihrigen zu.

Die Freude war allgemein und ebenso aufrichtig, als das Staunen.

„Nein! wer hätte das gedacht!“ — rief jetzt der Fremde, dessen feine Züge den noch ziemlich jungen Mann verriethen, obgleich das Leben schon manchen

Sturm des Schmerzes und der Lust in ihnen aufgezeichnet.

„Wer hätte das gedacht, daß wir uns nach so langer Zeit hier in Schwaben wieder treffen sollten — auf Bergeshöhe — gerade wie wir uns kennen lernten!"

„Gott! es ist ja wahr!" — rief hier die junge schöne Frau, vor Freude strahlend, — „wir' alle drei sahen ja den Herrn Hofrath Sinklair zum erstenmale auf dem Feldberge!"

„Schöne Erinnerung!" — rief Hofrath Sinklair freudig. — „Wissen Sie noch, prächtiges Frauchen . . . Gott! was sehen Sie so gut aus, Jedermann muß Sie noch für ein Mädchen halten . . . und das allerliebste Kind! . . . Knabe oder Mädchen?"

„Knabe!" — sagte die junge Frau purpurroth, aber mit dem freudigen Stolze einer glücklichen Mutter.

„Neuber! Sie sind zu beneiden!" — fuhr der Hofrath neckisch fort — „aber Sie haben es ja auch verdient, schon wegen Ihres damaligen Ritterdienstes! Wissen Sie noch?" — wandte er sich wieder zu Käthchen.

„Gewiß! gewiß!" — rief diese.

„Ich erzählte Ihnen und Ihren kleinen Brüdern — Fräulein Mina war ja auch dabei — die Sage vom Falkenstein. Gerade hatte ich von den Berggeistern gesprochen" . . .

„Als ein Windstoß mir den Hut fortriß!“ . . .

„Sie erschraken Alle zum Tod.“

„Lieber Himmel, es war mein neuer Sommerhut!“

„Und noch standen wir verlegen . . .“

„Ach! ich zitterte am ganzen Leibe . . .“

„Als unser Neuber wie ein deus ex machina erschien.“

„Und mir den Hut mit eigener Lebensgefahr wiederbrachte!“ — rief hier die junge Frau, neigte sich zu Neuber und gab ihm mit Herzlichkeit und doch lieblich verschämt, einen Kuß.

„Auch Kuß haben!“ — sagte das Kind und streckte die Händchen nach dem Vater.

Der Glückliche nahm es auf seine Arme und herzte es tüchtig ab.

„Glückliche Menschen!“ — seufzte Sinklair.

„Und sind Sie nicht auch glücklich?“ — frug Käthchen. — „Sie sind ein recht vornehmer Herr geworden . . . Hofrath sogar.“

„Leutchen!“ — rief Sinklair — „laßt mir den Hofrath weg. Ich habe allerdings ein wenig diplomatische Carrière gemacht . . . aber . . . das ist und bleibt eitel nichts! . . . Kinder, unter uns gesagt, . . . Eure Carrière, d. h. ein häusliches und eheliches Glück, wie das Euere, ist doch beneidenswerther. Aber lassen wir das!“ — rief er wieder munter. — „Setzen wir uns hie-

her . . . die Aussicht ist himmlisch und Sie alle sollen sogleich auch eine gute Einsicht in die Taschen meines Wagens gewinnen!"

Und auf den Wink des Herrn Hofrath packte der Cicerone einige Flaschen feinen Bordeaux und eine ordentliche Ladung Geflügel aus.

Ein ungemein fröhliches Mahl begann nun und erfüllte alle um so mehr mit Lust und Freude, als es improvisirt war und die reine herrliche Bergluft, die himmlische Aussicht und das ganz unerwartete Wiederfinden, das kleine Mahl köstlich würzten.

Jetzt kamen auch die Fragen „woher des Weges?" — und „wohin" zur Besprechung.

Neuber berichtete über seinen Besuch in Tübingen und den Zweck desselben.

„Sie reisen also jetzt nach Frankfurt zurück?" — frug der Hofrath.

„So ist es!" — entgegnete der Gerichts-Actuar.

„Das trifft sich ja prächtig!" — meinte Sinklair. — „Da reisen wir, wenn Sie mir zu Gefallen einen ganz kleinen Umweg machen, zusammen heim!"

„Wie . . . auch Sie sind auf dem Heimweg begriffen?" — frug Käthchen freudig.

„Eine diplomatische Sendung hat mich nach Stuttgart geführt. Heute bin ich nur von Reutlingen hiehergekommen" — fuhr Sinklair fort — „um das Jäger-

häuschen und die Nebelhöhle zu besuchen. Morgen habe ich in dem ganz nahe gelegenen Nürtingen etwas zu thun . . . und wenn das geschehen — es nimmt nur einen einzigen Tag in Anspruch — geht es nach Frankfurt zurück."

„Schön!" — sagte Neuber — „dann reisen wir zusammen, Herr Hofrath. Ich komme doch noch drei oder vier Tage vor Ablauf der Ferien heim, und wenn wir wieder einmal in unserem guten Frankfurt sind, dann kommen wir — das weiß ich gewiß — in Jahren nicht wieder heraus!"

„Topp!" — rief der Hofrath — „dies Glas auf Ihr Wort!"

Käthchen lächelte still vor sich hin.

„Ueber was lächeln Sie?" — frug Sinklair heiter.

„Ich dachte daran!" — entgegnete Käthchen — „das wir noch ein anderesmal so schön beisammen saßen und die Gläser munter klangen."

„Ein anderesmal?" — frug Neuber.

„Ja!" — versetzte Käthchen — „aber da warst Du, liebes Männchen, nicht so recht eigentlich dabei?"

„Ein anderesmal?" — wiederholte Hofrath Sinklair sinnend. — „Richtig!" — rief er jetzt heiter — „im Walde!"

„Am Wäldchestage!" — ergänzte Mina.

„Das war ein böser Tag für mich!" — meinte

Neuber scherzend. — „Erst zog ich in weiten Kreisen voll Sehnsucht und Liebe im Herzen, um das Plätzchen herum, an dem ihr euch gelagert hattet, dann . . .“

„Nun?“ — frug Mina verschmitzt lachend.

„Dann . . .“

„Ich will's nur für ihn sagen!“ — fuhr Mina lachend fort — „dann war der arme Neuber ein wenig eifersüchtig!“

„Eifersüchtig?“ — frug Sinklair heiter — „auf wen?“

„Auf . . .!“

„Stille!“ — rief die junge Frau und hielt scherzend der Freundin den Mund zu.

Diese aber machte sich frei und rief lachend:

„Auf Sie, Herr Hofrath!“ —

Eine lustige Scene entstand, in der die junge Frau mehr wie einmal lieblich erröthete.

„Apropos!“ — sagte jetzt Sinklair — „wie geht es denn Doktor Ehrmann, der damals auch dabei war? Ich habe Frankfurt seit zwei Jahren nicht gesehen.“

„Doktor Ehrmann lebt glücklich und geachtet!“ — versetzte der Actuar. — „Und wahrlich er verdient es; denn er trägt unter seiner rauhen Außenseite ein großes edles Herz. Ich bin ihm ewig dankbar und würde für ihn durch Feuer und Wasser gehen.“

„Und seine Possen und Streiche?“

„Nun, die läßt er freilich nicht!“

„Er ist und bleibt ein Original und ein köstlicher Mensch!“ — sagte Hofrath Sinklair. — „Und wie geht es denn Mamsell Clara? sie war ja damals auch dabei. Ich entsinne mich noch ihrer großen flammenden Augen. Was macht sie jetzt?“

Eine kleine Stille folgte diesen Worten. Käthchen und Mina sahen verlegen vor sich hin.

„Nun?“ — frug Sinklair wiederholt.

„Sie hat ein trauriges Ende genommen!“ — hub jetzt Neuber an — „ein Ende von dem Käthchen und Mina nicht gerne reden.“

„Wie so?“

„Durch die Umstände genöthigt, war sie eben bereit einen alten Bedienten aus dem Gontard'schen Hause zu heirathen . . .“

„Doch nicht den alten Jacob?“

„Denselben!“

„Nun?“

„Da ward der Alte krank; die Sache zog sich hinaus . . .“

„Ich verstehe!“ — fiel Sinklair discret ein.

„So mußte sie mit Schimpf und Schande das Gontard'sche Haus und die Stadt verlassen. Jetzt lebt sie in bitterer Armuth und Verachtung auf einem elenden Dorfe bei Darmstadt. Wir versuchten ihr zu hel-

sen; . . . aber . . . sie stieß unsere Hülfe mit finsterer Erbitterung zurück."

„Lassen wir das!" — fiel hier das junge Frauchen ein. — „Mich berührt dieser Gegenstand immer peinlich. Sagen Sie mir lieber, Herr Hofrath!" — fuhr sie dann wieder heiter fort, und wandte ihr frisches liebliches Gesichtchen Sinklair zu — „sagen Sie mir lieber, wie es ihrem trefflichen Freunde Hölderlin geht, der sich ja auch damals und auf dem Feldberge in unserer Gesellschaft befand. Wir haben seit ewiger Zeit nichts mehr von ihm gehört und gesehen? Er verließ — so viel wir erfuhren — wegen einem Streite plötzlich das Gontard'sche Haus."

Aber jetzt war es Hofrath Sinklair der schwieg. Trübe Schatten lagerten sich plötzlich auf seine Stirne, dann sagte er:

„Ihr lieben Leutchen! Laßt mich davon jetzt noch schweigen. Damit eben hängt mein Abstecher nach Nürtingen zusammen. Wenn wir die Nebelhöhle gesehen und auf dem Heimwege sind, will ich die Frage, so weit ich kann, beantworten."

Es lag etwas so Räthselhaftes und zugleich Schmerzliches in dieser Andeutung, daß Niemand eine weitere Frage in dieser Beziehung wagte.

Der Hofrath war von dieser Minute an ernster geworden.

Man brach auf und nahm den Weg nach der Höhle.

Fackelträger — die man bereits schon bei dem Hirschwirth in Hausen bestellt hatte — warteten am Eingange.

Der Eindruck, den diese gewaltigen unterirdischen Kammern und Grotten mit ihren wunderbaren Felsen und Tropfsteingebilden bei der schwankenden unsicheren Fackelerleuchtung auf die Beschauenden machte, war ein tief-ernster. Zumal Käthchen machte er fast schauern. Besorgt drückte sie ihr in Halstücher dicht eingehülltes Kind, das sie auf dem Arme trug, an sich. Ja! sie bat die Männer: sie mit Mina nach der Oberfläche der Erde und dem freundlichen Tageslichte zurückkehren zu lassen.

Da für Sinklair wie für Neuber Fackelträger heraufgekommen waren, so konnte diesem Wunsche leicht willfahrt werden, zumal auch den Vater die in der Höhle herrschende Kühle für das Kind besorgt machte.

Nach einer halben Stunde fand sich die Gesellschaft wieder zusammen. Bald war Sinklair's Wagen erreicht und nun mußten sich die Freunde zu ihm einsetzen. Da sie müde waren, nahmen sie die Einladung gerne an. Der Weg nach Hausen, wo ihr Miethwagen stand, war ohnedem noch weit und beschwerlich. Der Cicerone nahm neben dem Kutscher Platz.

Aber die vorige Heiterkeit wollte nicht mehr zurück-

kehren. Den Hofrath beschäftigten augenscheinlich ernste Gedanken; auf Käthchen und Mina, wohl auch auf Neuber, lastete der Eindruck, den die Höhle auf sie gemacht . . . und — da ihnen Sinklair die Sage vom Herzog Ulrich mitgetheilt hatte, der, von Adel und Volk verjagt, in diesen unterirdischen Klüften lange Zeit einsam und allein gehaust haben soll, nur von einem einzigen Treuen, dem Pfeiffer von der Hardt, unterstützt — mochte wohl auch der Gedanke an den häufigen Wechsel des Glücks und den Unbestand aller Größe auf dieser Erde, verstimmend auf sie wirken.

Und doch lag noch etwas in der Seele der guten Leutchen, was die frühere Heiterkeit nicht aufkommen ließ: der Gedanke an Herrn Hölderlin, den sie stets geachtet und von dem der Hofrath vorhin so sonderbar geheimnißvoll gesprochen.

So konnte sich denn Käthchen wirklich nicht enthalten, Herrn Sinklair an sein Versprechen zu erinnern.

„Gut!" — sagte dieser, fast mit schmerzlicher Bewegung, — „so will ich Ihnen mittheilen, was ich weiß. Kennen Sie die Ursache seines Austrittes aus dem Gontard'schen Hause?"

Die Freunde verneinten.

„Nun!" — fuhr Sinklair fort — „so will ich es Ihnen im Vertrauen sagen."

„Wir werden gegen Jedermann schweigen."

„Hölderlin, gewiß einer der edelsten und besten Menschen, stand in einem harmlosen geistigen Verkehr mit der Herrin des Hauses. Herr Gontard hatte mit Recht kein Arg, bis irgend Jemand ihn zur Eifersucht reizte...“

Käthchen durchzuckte hier ein eigenthümlicher Gedanke.

„Eine Scene entstand, und der junge zartfühlende, in seinem Tiefinnersten und Heiligsten verletzte Mann ... verließ noch in derselben Nacht das Haus. Er kam zu mir, den er ja als innigen treuen Freund kannte, nach Homburg. Seine Seele war zerrissen, sein Herz blutete! Was ich ihm an Trost und brüderlicher Theilnahme zuwenden konnte that ich; aber es half wenig: die alte Melancholie, an der er schon früher gelitten, senkte sich wie ein schwarzer Schleier über sein ganzes Wesen. Das Ideal seines Lebens war ihm geraubt... und mit ihm der Kern, der Zweck, der Inhalt des ... Daseins!“

„Armer, junger Mann!“ — rief Käthchen bewegt.

„Da ward ich zum Congreß nach Rastadt geschickt!“ — fuhr der Hofrath fort — „das kam mir gelegen. Ich arbeitete so lange an dem Freunde, bis er mich begleitete. Er that es ... aber seine Schwermuth wich nicht ... auch seine Ruhe war dahin. Wohl schuf er in jener Zeit den zweiten Theil seines „Hyperion“ ... wohl beschäftigte er sich mit anderen literarischen Arbeiten, ... aber er ward

stiller und stiller. Er ging nach Constanz ... und endlich nach Bordeaux."

Sinklair hielt inne. Man sah ihm eine große innere Bewegung an.

„Und befindet er sich noch dort?" — frug Käthchen leise.

„Nein!" — entgegnete Sinklair. — „Er verschwandt hier plötzlich ... und seitdem ... hat man nichts mehr von ihm gehört!"

„Mein Gott!" — rief Käthchen und eine Thräne zitterte in ihrem Auge.

„Das schlimmste ist" — fuhr Sinklair fort — „daß ich ihm eine Nachricht nach Bordeaux senden mußte, die ihn jedenfalls furchtbar berührt hat."

„Und welche war das?"

„Die Nachricht von dem Tode der ... ihm stets als Ideal vorschwebenden Frau."

„Richtig!" — fiel Mina ein — „sie hatte an einem gefährlichen Husten gelitten und wurde das Opfer einer in ihrer Familie ausgebrochenen Kinderkrankheit, der sie nach zehntägigem Fieber erlag."

„So sagt man!" — versetzte Sinklair finster. — „Die Wahrheit ist; indignirt von dem Vorfalle und im Bewußtsein ihrer gegenseitigen Unschuld, bestand Frau Gontard darauf, Hölderlin zurückzurufen oder selbst sofort nach Hamburg, ihrer Vaterstadt, zurückzukeh-

ren. In der That wurde sie an letzterem Vorsatze auch nur durch einen Fieberanfall gehindert, den ihr die Aufregung zugezogen. Wohl genaß sie scheinbar wieder; aber eine krankhafte Reizbarkeit blieb ihr. Die Kinder bekamen die Rötheln. Sie pflegte die Kleinen Tag und Nacht mit unendlicher Zärtlichkeit . . . und . . . erlag." *)

„Und Sie wissen nicht, welchen Eindruck diese Nachricht auf Hölderlin gemacht?"

„Ich habe nichts, gar nichts mehr von ihm erfahren!" — versetzte Sinklair sofort. — „Auch seine in Nürtingen lebende Mutter nicht. Das ist denn auch der Grund, warum ich morgen nach dem nahe gelegenen Nürtingen fahren will: ich möchte mich mit der alten niedergebeugten Frau und den Verwandten berathen, welche Mittel zu ergreifen sind, um den armen unglücklichen Freund womöglich wieder aufzufinden."

„Ein schmerzliches Vorhaben."

„Recht, recht schmerzlich für mich!" — bestätigte Sinklair. — „Aber es wird mir durch Euch, Ihr lieben Leutchen, erleichtert werden, da Ihr mir versprochen diesen kleinen Umweg mit mir zu machen."

„Und was wir versprochen, halten wir!" — rief der Actuar und reichte Sinklair die Hand. — — — —

*) „Das Puppenhaus," ein Erbstück in der Gontard'schen Familie. S. 389—390.

Der andere Tag führte die Reisenden von Reutlingen nach Urach — der ganze Weg war ein paradiesischer Garten — und von Urach über Neuffen nach Nürtingen.

Neuber und die Seinen fuhren mit Sinklair in dessen Wagen. Der Lohnkutscher, den der Actuar gemiethet, folgte mit dem Gepäck.

Da man sehr früh aufgebrochen war, kam man zeitig in Nürtingen an.

Es lag reizend da, das kleine Städtchen in gar lieblicher Umgebung — ein Bild des Friedens und stillen Glückes!

Dicht an den netten Häusern rauschte der jugendliche Neckar vorüber. Schlanke Pappeln bezeichneten seinen Lauf und gaben, durch ihr Hervortreten, der Gegend einen eigenen Reiz. Jenseits des Städtchens, auf der linken Seite des Flusses, dehnten sich mäßige Hügel mit Fruchtfeldern und Obstbäumen und dazwischen liegenden wildreichen Forsten. Ebenso anmuthig stieg aber auch das Land auf der rechten Seite des kleinen Flusses auf. Prächtige Wiesenthäler, mit Wald umsäumt, zeigten sich hier, und hinter den freundlichen Hügeln erhoben sich die Gipfel der Alp in malerischen Formen, bald leicht geschwungen, bald mehr in die Länge sich ziehend.

Man kehrte im Wirthshause ein, und während sich

der Hofrath zu Hölderlins alter Mutter begab, in deren Haus auf vorhergegangene schriftliche Benachrichtigung auch mehrere Verwandte bereits eingetroffen waren, besuchten Neuber und die Seinen die allerliebsten Spaziergänge, die einst den Dichter — schon als Knabe — so sehr angezogen hatten.

Sinklair kam indessen bald zurück. Er war trübe gestimmt, wie es die Freunde vermuthet hatten, denn der Unglückliche schien in der That völlig verschollen; doch war beschlossen worden, daß sich einer der Verwandten in nächster Zeit selbst nach Bordeaux begeben sollte, um, von dort aus, dem Verschwundenen nachzuspüren.

Freilich wäre der Hofrath nun gleich gern wieder abgereist; das aber ging nicht: nach alter guter Landessitte, der die edle Gastfreundschaft heilig ist, mußte er die Freunde herbeiholen und in Gesellschaft derselben und der Verwandten den Kaffee in dem Garten der Mutter Hölderlins einnehmen.

Die gute alte Frau war sehr gebeugt; doch fand das Gespräch bald andere Wendungen und ward im Verlauf einer halben Stunde fast heiter. Käthchen mußte viel von der großen Stadt Frankfurt erzählen und gefiel allgemein. Man aß und trank tüchtig und selbst einen Bettler, der fern ab am Zaume des Gartens stand und still und schweigend in denselben hereinschaute be-

merkte die alte Frau und ließ ihm, von ihrem guten Herzen bewegt, durch die Magd ein tüchtiges Stück Kuchen und eine Tasse Kaffee reichen.

Der Mann war noch nicht alt; . . . aber Kummer und Sorgen, Schmerz und Elend aller Art schienen seine Züge durchfurcht zu haben. Es lag dabei etwas Grasses in ihnen, das beängstigen konnte, obgleich sie auf frühere Schönheit deuteten. Krankhafte Blässe deckte das Gesicht, alte zerrissene Kleider — die in ihrer Blüthezeit wohl aber ein Höherstehender getragen haben mußte — umschlossen den Körper. Wirr hing das Haar um die Stirne.

Die Magd, ein junges unerfahrenes Ding, erschrak vor ihm, als sie ihn sah, zumal die Augen des Mannes fest und unbeweglich nach der Gesellschaft starrten, die sich in dem Garten befand.

Furchtsam drückte sie ihm den Kuchen in die Hand und wollte ihm die Tasse reichen, um zurückzueilen . . . aber der Bettler erfaßte ihren Arm und hielt ihn fest.

Dann sagte er — ohne sie anzusehen, ohne auch nur einen Moment den starren Blick von der Gruppe im Garten abzulenken — mit gleichtönender Stimme und langsam sich folgenden Worten:

„Himmlische Liebe! zärtliche! wenn ich dein
Vergäße, wenn ich, o ihr geschicklichen,
Ihr feur'gen, die voll Asche sind und
Wüst und vereinsamt ohnedies schon,

Ihr lieben Inseln, Augen der Wunderwelt!
Ihr nämlich geht nur einzig allein mich an,
Ihr Ufer, wo die abgöttische
Büßet, doch Himmlischen nur, die Liebe.

Denn allzudankbar haben die Heiligen
Gedienet dort in Tagen der Schönheit und
Die zorn'gen Helden; und viel Bäume
Sind und die Städte daselbst gestanden,

Sichtbar, gleich einem sinnigen Mann; jetzt sind
Die Helden todt, die Inseln der Liebe sind
Entstellt fast. So muß übervortheilt,
Albern doch überall sein die Liebe.

Ihr weichen Thränen, löschet das Augenlicht
Mir aber nicht ganz aus; ein Gedächtniß doch,
Damit ich edel sterbe, laßt ihr
Trügrischen, Diebischen mir nachleben."

Das Mädchen stand entsetzt! . . . ihr graute vor dem Bettler und der Mann ließ sie nicht los . . . er stand unbeweglich, wie eine Bildsäule aus Marmor.

„Höre!" — sagte er jetzt mit seiner eintönigen aber weichen Stimme — „höre mich . . . und sag' es dann ihr! „Zu den Pflanzen spricht er: ich war auch einmal, wie ihr! . . . und zu den reinen Sternen: ich will werden, wie ihr, in einer andern Welt! . . . in einer andern Welt! . . . ja! . . . ja! . . . in einer anderen . . . hier nicht! . . . hier nicht! . . . Und . . . weißt Du, warum hier nicht? . . . hier bricht er inzwischen auseinander und treibt hin und wieder

seine Künste mit sich selbst, . . . als könnt' er . . . wenn es einmal sich aufgelöst . . . Lebendiges wieder zusammensetzen . . . Lebendiges aus dem Todten!"

„Aber" — fuhr der Bettler hier fort, und ein gräßliches Lächeln, das noch entsetzlicher ward durch den starren erloschenen Blick, der es begleitete, umschwebte momentan seinen Mund — „aber . . . es macht ihn auch nicht irre, wenn nichts gebessert wird durch all' sein Thun; . . . es bleibt ja doch immerhin ein Kunststück, was er treibt."

Das Mädchen suchte sich loszumachen.

„Halt!" — flüsterte der Bettler — „halt! . . . ich kenne Dich . . . Du gehörst zu uns. O ihr Armen, die ihr fühlt, was ich gesagt; . . . die ihr auch nicht sprechen mögt von menschlicher Bestimmung, . . . die ihr auch so durch und durch ergriffen seid vom Nichts, das über uns waltet, . . . so gründlich einseht, daß wir geboren werden für Nichts, . . . daß wir lieben ein Nichts, . . . glauben an das Nichts, . . . uns abarbeiten für Nichts, . . . um . . . ja! . . . ja! . . . um . . . allmählig überzugehen in's . . . Nichts!"

„Laßt mich los!" — rief das Mädchen.

Der Bettler hielt sie mit eiserner Hand.

„Was kann ich dafür, daß euch die Knie brechen" — fuhr er fort — „wenn ihr's ernstlich bedenkt? Bin ich doch auch schon manchmal hingesunken in diesen Gedan-

ken, und habe gerufen, was legst du die Axt mir an die Wurzel, grausamer Geist? . . . und ich bin noch da!"

„Laßt mich! laßt mich!" — rief hier die Magd, sich sträubend.

Aber der Bettler ließ sie nicht.

„O einst! . . . einst!" — fuhr er düstrer fort, und es war, als ob ein dunkeles Bild in weiter Ferne an seiner umnachteten Seele vorüberzöge — „einst! . . . war es anders! . . . da war es über uns so schön!... so schön . . . und so froh vor uns! . . . unsere Herzen — sagt' ich nicht so? — unsere Herzen wallten über vor den fernen seligen Phantomen und kühn frohlockend drangen auch unsere Geister aufwärts und durchbrachen die Schranke . . . aber" — setzte er heftig hinzu — „wie sie sich umsah'n, wehe! . . . wehe! . . . da war es eine unendliche Leere!"

„O! auf die Knie könnt ich mich werfen und meine Hände ringen und anflehen, ich weiß nicht wen? um andere Gedanken! . . . Hu! . . . hu! . . . sie fressen mein Gehirn! . . . Aber ich überwältige sie nicht! . . . Wenn ich hinsehe in's Leben . . . was ist das letzte von allem? . . . Nichts!... Nichts!... Nichts! . . . Wenn ich aufsteige im Geiste . . . was ist das Höchste von allem? . . . Nichts! . . . Nichts!... Nichts!... Aber stille, mein Herz!...

Es ist ja deine letzte Kraft, die du verschwendest! — sagt ich nicht so? — deine letzte Kraft? und du, du willst den Himmel stürmen? . . . Thor! . . . wo sind denn deine hundert Arme, Titan?... wo?... wo?... wo ist dein Pelion und Ossa? . . . damit du aufsteigst und den Gott und seinen Göttertisch und all' die unsterblichen Gipfel des Olymps herab wirfst und den Sterblichen predigst: bleibt unten, Kinder des Augenblicks! . . . bleibt unten! . . . strebt nicht in diese Höhen hinauf . . . denn . . . denn . . . es ist nichts hier oben!"

Noch immer hielt der Bettler den Arm der Magd mit fast übermenschlicher Kraft. Die Arme zitterte vor Entsetzen am ganzen Leibe. Die Stimme versagte ihr vor Angst und Schrecken den Dienst und vergeblich war alles Ringen.

Der Bettler aber starrte noch grasser darein, als er sagte:

„Freilich, wenn ihr reicher seid als ich, . . . ihr Andern . . . könntet ihr doch wohl auch ein wenig helfen! . . . Wenn euer Garten so voll Blumen ist . . . warum darf ihr Othem nicht auch mich erfreuen? . . . An Festen darbt ja Niemand, auch der Aermste nicht!... Aber Einer nur hat seine Feste unter euch . . . und . . . das ist der Tod!"

„Noth und Angst und Nacht sind eure Herrn. Die

sondern euch . . . die treiben euch mit Schlägen aneinander. Den Hunger nennt ihr Liebe, und wo ihr nichts mehr seht . . . da wohnen eure Götter! . . . Pah! . . . wie das alles in mich kommt . . . begreif' ich nicht!"

Jetzt hielt es das Mädchen vor Angst und Entsetzen nicht mehr aus.

„Laßt mich los!" — schrie sie, selbst blaß wie der Tod, laut auf — „oder ich ruf' um Hülfe!"

Die Gesellschaft schaute sich um; aber man hatte über das eigene Gespräch den Ausruf nicht verstanden. Nur die alte Frau stand auf, um hinzugehen und zu sehen, was vorging.

Als sie näher kam hielt der Bettler die Magd immer noch am Arme fest.

„Na! na!" — sagte die Alte — „was macht Er denn da!"

Aber in demselben Augenblicke erschallte ein furchtbarer, Mark und Bein durchdringender Schrei, und als man sich entsetzt umsah . . . lag die alte Frau bewußtlos am Boden.

Alle stürzten herbei . . . aber Alle blieben auch, wie durch einen Zauberschlag vernichtet, stehen. Noch behauptete der Bettler seinen Platz und starrte, den Arm des Mädchens haltend, unbeweglich vor sich hin. Ein gräßlicher Seelenschmerz lag in den Zügen . . . aber diese Züge! . . .

„Gerechter Gott! . . . Hölderlin!" — schrie Sinklair auf und der Ton seiner Stimme klang, als fahre ihm ein Dolch durch die Brust.

„Da ist er!" — sagte der Bettler, indem er jetzt die Magd losließ und einen Brief aus seinem Busen zog — „da ist er . . . der mich mit dem Nichts vertraut gemacht hat. Er hat mein Herz . . . und mein Gehirn ausgefressen! . . . Es ist nichts mehr da . . . wie auf Himmel und Erde alles nur Nichts ist!"

„Hölderlin! Hölderlin!" — rief Sinklair die Hände ringend und große dicke Thränen stürzten über seine Wangen.

„Ja! — ich bin der Dichter!" — sagte der Bettler — „und ich dichte noch. Mann! es ist eine Kunst zu dichten . . . wenn das Herz fehlt und der Geist vertrocknet ist. Der Brief hat's gethan!" — setzte er mit einem tiefen und schmerzlichen Seufzer hinzu — „aber ich dichte noch. Sollst es hören, Mann, . . . es ist auf den Tod . . ."

Du stiller Ort, der grünt mit jungem Grase,
Da liegen Mann und Frau, und Kreuze stehn,
Wohin hinaus geleitet Freunde gehn,
Wo Fenster sind glänzend mit hellem Glase.

Wenn glänzt an dir des Himmels hohe Leuchte
Des Mittags, wann der Frühling dort oft weilt,
Wenn geistige Wolke dort, die graue, feuchte
Wenn sanft der Tag vorbei mit Schönheit eilt!

Wie still ist's nicht an jener grauen Mauer,
Wo drüber her ein Baum mit Früchten hängt;
Mit schwarzen thauigen, und Laub voll Trauer,
Die Früchte aber sind sehr schön gedrängt.

Dort in der Kirch' ist eine dunkele Stille
Und der Altar ist auch in dieser Nacht geringe,
Noch sind darin einige schöne Dinge,
Im Sommer aber singt auf Feldern manche Grille.

Wenn Einer dort Reden des Pfarrherrn hört,
Indeß die Schaar der Freunde steht daneben,
Die mit dem Todten sind, welch eignes Leben,
Und welcher Geist, und fromm sein ungestört*).

Sinklair stand — wie Alle — erstarrt.

„Gerechter Gott!" — rief er dann — „er ist wahnsinnig! ... und so! ... so! ... muß ich diesen herrlichen Geist, diesen edelsten der Menschen, wiederfinden?!"

Der Bettler schüttelte mit dem Haupte, dann sagte er leise und schmerzlich: — „wiederfinden? ... ach! ... ich finde sie nicht wieder ... Diotima ... ist todt!"

Und er verhüllte mit beiden Händen sein Gesicht.

In allen Augen erglänzten Thränen; ... die junge Frau aber sank laut schluchzend ihrem Gatten an die Brust, der sie — selbst auf das tiefste erschüttert —

---

*) Beide Gedichte sind in der That von Hölderlin und aus der Zeit des Irrsinns.

mit Innigkeit an sich drückte und wie betend leise sagte: — „Herr, du mein Gott, beschütze uns vor solchem Unglück!"

Sinklair aber murmelte fort und fort vor sich hin: — „Er ist wahnsinnig! — Hölderlin! Hölderlin! mein edler Freund . . . der geniale Dichter . . . der besten Menschen einer . . . ist . . . wahnsinnig!" . . .

Nach vierzig Jahren.



Ein stiller Mann.

Ein schöner Junitag des Jahres 1842 lag über der Erde. Warm und freundlich schien die Sonne, und wie sie ihre Strahlen aussandte über Wald und Flur, über Berg und Thal, über Stadt und Land . . . fielen auch einige derselben in ein kleines bescheidenes Zimmer. Das Zimmer aber gehörte einem anspruchslosen Häuschen und das Haus der Universitätsstadt Tübingen an.

Man konnte nichts einfacheres sehen, als diese kleine Erker-Stube, die man auf den Fundamenten eines alten Stadtthurmes erbaut hatte.

Kleine werthlose Bilder — der Geschichte Würtembergs entnommen — waren der einzige Schmuck der reinlich getünchten Wände. Sonst war nur für die nöthigsten Bedürfnisse des hier Wohnenden gesorgt. Ein reinliches Bett, ein Tisch, mit einigen Büchern und beschriebenen Papieren bedeckt, wenige Stühle, ein altes Sopha und ein schlechtes Klavier — dessen zersprungene

Saiten unwillkürlich an den traurigen Zustand einer menschlichen Seele erinnerten, die der Wahnsinn zerrüttet hat, — bildeten den einzigen Hausrath.

Aber die Lage des kleinen Gemaches war um so schöner.

Gerade unter den Fenstern floß der Neckar vorüber; jenseits desselben dehnten sich, in prächtiges Grün gekleidet, breite Wiesen mit schönen Platanenalleen. Weiterhin öffnete sich der Blick in das liebliche Steinlachthal gegen die schwäbische Alp hin.

Herrlich war wohl von hier aus der Sonnenuntergang anzusehen!

Indeß . . . ob ihn der Bewohner dieses Zimmers auch sah . . . er lächelte wohl trübe, fast wie ein Kind, über den Glanz und die Pracht . . . ein klares Bewußtsein hatte er nicht von dem, was sein leibliches Auge hier schaute!

Der bleiche stille Mann, der hier wandelte, in der einfachen, aber reinlichen Kleidung, — der bleiche stille Mann mit den grauen Haaren . . . war jetzt zwei und siebzig Jahre alt: zwei und siebzig Jahre . . . und . . . vierzig Jahre bereits . . . trübte Wahnsinn seinen Geist!

— — — — — —

Die Gestalt des Mannes war wenig gebeugt; eine hohe schöngebildete Stirne war Zeuge einstigen Gedan-

kenreichthums. Die in reiner Linie kräftig vorspringende Nase, der überaus feingebildete Mund und das zartgebaute Kinn verriethen Spuren vergangener Schönheit . . . nur in dem wächsernen starren Ausdrucke der Augen lag das unverkennbare Zeichen des Irrsinnes.

Ach! wenn auch hie und da ein zärtlicher Schimmer — der Wiederschein eines längst erloschenen Abendrothes voll Glück und Seligkeit — darüber hinglitt,... es fehlte immer an Concentration, an der Sammlung zum Sterne; . . . es war das Lächeln eines träumenden Kindes.

Der Wahnsinn des alten Mannes war übrigens harmlos.

Was dem Fremden am sonderbarsten entgegentrat, waren die seltsamen Anreden, womit er Jedermann empfing, wie: „Eure Durchlaucht“ und dergleichen. Auch liebte es der stille Alte, mit französischen Phrasen, namentlich wenn er Jemand bewillkommte, zu spielen. Freilich erkannte er Niemand! . . Niemand! . . . Niemand mehr!

Das Eigenthümlichste waren des Mannes Selbstgespräche.

Wenn man zu ihm kam, dauerten sie fort . . . oft Stunden lang.

Manchmal auch spielte der stille Mann Klavier.

Dann war es stets ein einfaches Thema, was er variirte, wie z. B. die Melodie:

„Mich fliehen alle Freuden,
„Ich sterb' vor Ungeduld, . . .
„An allen meinen Leiden
„Ist nur . . . die Liebe schuld!"

Ob wohl die Liebe wirklich daran Schuld war?

Früher hatte er — ach so herrlich — Flöte geblasen. Die liebe treue Flöte, die mancher Nacht, im Wettkampfe mit der Nachtigallen Zauberschlag, ein süßes Glück, ein süßes Leid geklagt, . . . war längst . . . längst verstummt!

Verstummt auch war das rege Geistesleben, das einstens unter dieser hohen Stirne wohnte. Rom lag hier in Trümmern und in Asche. So hebt sich auf Schutthügeln noch die Akropolis . . . aber das Leben in ihr und zu ihren Füßen . . . ist dahin!

Indeß . . . der stille Mann in dem Eckzimmerchen zu Tübingen — von braven schlichten Leuten freundlich gepflegt — besaß doch noch eine kleine Bibliothek. Er gehörte ja früher, in besseren glücklicheren Jahren, in der schönen Zeit der Jugend und des frischen Mannesalter, dem Gelehrtenstande an; ja! er war Dichter gewesen!

Jetzt freilich bestand die Bibliothek nur noch aus Klopstock's, Hagedorn's und Zacharia's Gedichten — — —

andere Werke wieß er zurück. Auf seinem Tische aufgeschlagen aber lag immer **der „Hyperion.“**

Oft las er in demselben, obgleich er ihn auswendig konnte; oft auch bestanden seine Selbstgespräche aus Stellen dieses Werkes, die . . . von Diotima handelten.

Armer alter stiller Mann! Der Grundcharakter deines Wahnsinns ist die, aus einem ungeheuren Seelenschmerz hervorgegangene Zerrüttung und Zerstreutheit deines Geistes; — die Zusammenhangslosigkeit der Gedanken und die Unmacht, mit deinen Vorstellungen einen bestimmten Weg von irgend einem Ausgangspunkte bis zu einem gewissen Ziele zu durchlaufen.

Die Marmorfaust des Schicksals hat ja auf furchtbare Weise deinem Geistesleben den Stab gebrochen!

Nur ein Gefühl und ein Gedanke ist dir geblieben; . . . aber auch diese fahren nur dunkel und chaotisch in der umnachteten Seele umher.

Du stehst an der äußersten Grenze des Leidens . . . und für dich ist nichts mehr da: als . . . Zeit und Raum!

Wie lag sie jetzt weit dahinten die Vergangenheit, die liebliche, . . . wie die trübe!

Ach! und zur schwärzesten gehörten die Tage, da Hölderlin — denn er ja war der alte stille arme Mann — da Hölderlin von Sinklair unter dem Vor-

wande, daß der Freund zu Tübingen einen Büchereinkauf zu machen habe, in das dortige Klinikum gebracht wurde.

Schreckliche Aufgabe für ein treues Freundesherz! Schmerzlicher, namenlos schmerzlicher Abschied, als der in Geistesnacht versunkene Dichter sich nun den Aufenthalt in jener Heilanstalt — als „auf höheren Befehl“ über ihn verhängt — geduldig vorschreiben ließ.

Des Geistes heilig hohes Werkzeug war zerbrochen, mit blut'gem Herzen riß sich Sinklair los! — — —

Aber .... die vorgenommene Kur verschlimmerte nur das Uebel, und so beschloß man, ehe dies einen noch höheren Grad erreiche, den Unglücklichen einer wackeren bürgerlichen Familie zu Tübingen in Kost und Obhut zu übergeben.

Und in diesem Hause, bei einem wohlhabenden und gebildeten Tischlermeister Namens Zimmer, lebte nun der stille Mann in einer Lage, in der für alle seine Bedürfnisse vollkommen gesorgt war, und unter einer Behandlung, die man ihm nicht besser wünschen konnte.

Der Unglückliche fühlte die Erleichterung seiner Lage sehr deutlich und bewahrte daher seinen treuen Pflegern eine unauslöschliche Dankbarkeit. Aber auch dies Gefühl lag nur wie ein dunkler Dämmerschein über seiner, sonst so lichten Seele. Wohl traten dann und wann klarere Momente in seinem Geistesleben ein, aber eine

entschiedene Veränderung in seinem Befinden zeigte sich nie; nur waren die Paroxysmen früher heftiger und ließen alsdann eine große körperliche Abspannung zurück, während sie später weniger heftig auftraten, der Körper sich kräftigte, der Geist dagegen mehr und mehr abnahm.

Die Musik blieb immer seine Hauptunterhaltung; auch dichtete er zeitweise im Irrsinn noch. Als er einst bei seinem Hausherrn, dem Tischlermeister, die Zeichnung eines Tempels sah, forderte er den Meister auf, einen solchen von Holz zu machen. „Ich muß um's Brod arbeiten!" — sagte dieser — „und habe nicht das Glück, so in philosophischer Ruhe zu leben, wie Sie!"

Da seufzte der Unglückliche tief auf und rief:

„Ach! ich bin doch ein armer Mensch!"

Und sogleich schrieb er mit Bleistift folgenden Vers auf ein Brett:

„Die Linien des Lebens sind verschieden,
Wie Wege sind und wie der Berge Gränzen.
Was hier wir sind, kann dort ein Gott ergänzen
Mit Harmonien und ewigem Lohn und Frieden!"

Da sollte noch einmal eine leise Hoffnung auftauchen: es war zur Zeit der Erhebung Griechenlands.

Es war nämlich die Nachricht von dem griechischen Freiheitskampfe, die ihn für einige Zeit auf- und an-

regte. Mit Begeisterung vernahm er sogar, daß die Griechen Herrn der Morea seien.

Bei einem solchen Aufflammen, bei dem sein Geist sich wieder für die Interessen zu öffnen schien, die ihn sonst so sehr bewegt und beglückt hatten, glaubte man sich zu weiteren Hoffnungen berechtigt. Allein man fand sich leider bald getäuscht. Nach der augenblicklichen Anspannung kehrte die vorige Apathie und Verwirrung nur zu schnell zurück.

Im Jahre 1826 erschienen endlich auch Hölderlin's Gedichte.

Die erste Veranlassung zu der Sammlung derselben hatte Sinklair, der treue edle Freund, gegeben. Später nahm ein anderer Verehrer des unglücklichen Dichters die Sache in die Hand und nahm sich ihr mit Wärme und Aufopferung an.

Justinus Kerner suchte das Aufgefundene so viel er konnte zu ergänzen, und so wurde die Sammlung von den würdigen Männern Uhland und Schwab, welche auch die im Nachlaß befindlichen Manuscripte benutzten, redigirt und zum Besten Hölderlins herausgegeben.

Man hatte damit, daß man ihm zum voraus davon erzählte, nie sein Interesse erregen können; da er aber das Werk vollendet in seinen Händen hielt, freute er sich wie ein glückliches Kind darüber, und nie kam das Buch mehr aus seinem Zimmer.

Im Jahre 1828 starb seine Mutter. Die gute Frau hatte vergebens gehofft, eine Besserung in dem Zustande ihres Sohnes zu erleben. Außer der Hoffnung auf ein jenseitiges Leben war ihr nur der Trost geblieben, daß ihr irdisches Gut durch rastlose Bemühung und verständige Verwaltung so weit herangewachsen war, daß sie sich über den künftigen Lebensunterhalt ihres Sohnes nicht ängstigen durfte.

Ihr Tod machte keinen Eindruck auf Hölderlin. Sein Geistesleben war nicht mehr jenen Gesetzen unterworfen, die sonst mit Naturnothwendigkeit jedes menschliche Herz überwältigen. Als ihn ein Freund, der ihn seit den Studienjahren nicht mehr gesehen hatte, besuchte, und ihm weinend an den Hals stürzte, blieb er gleichgültig und theilnahmlos, als wäre es ein Fremder.

So führte Hölderlin ruhig sein schattenhaftes Leben fort, weder gestört durch Krankheit, noch bekümmert um irgend eine Veränderung auf politischem oder literarischem Gebiete. Seine Theilnahmlosigkeit aber wuchs mit den Jahren, bis er selbst — ein Schatten — über die Erde ging.

Und schattenhafter und öder und leerer ward es von Jahr zu Jahr um ihn.

Vierzig Jahre lastete jetzt die furchtbare Nacht

des Wahnsinns über ihm . . . und der Unglückliche mußte noch leben!

Ueber Sinklair's Grab fuhren längst die Winde . . . er ruhte sanft . . . Hölderlin . . . lebte noch.

Sinklair hatte in den Befreiungskriegen in edlem Aufschwunge zu den Waffen gegriffen. Als Hauptmann im österreichischen Generalstabe und Adjudant des Erbprinzen von Hessen-Homburg machte er die Feldzüge mit. Als hierauf die Donner des Krieges schwiegen, führte ihn seine diplomatische Carrière als Hessen-Homburgischen Geheimen Hofrath zum Wiener Congreß. Hier aber war seiner so schön begonnenen Laufbahn ein frühes Ziel gesteckt: er starb plötzlich und unerwartet an einem Schlaganfalle.

Ueber Sinklair's Grabhügel fuhren nun schon seit sieben und zwanzig Jahren die Winde . . . und Hölderlin — der arme, dem Wahnsinn verfallene Hölderlin — lebte noch!

Er stand an der äußersten Grenze des Leidens . . . und für ihn war nichts mehr da: als Zeit und Raum!

Da trat — ein Jahr später — der Tod auch in das kleine Erkerstübchen.

Er kam . . . und brachte einem der edelsten deutschen Dichter, nach einem halben Menschenalter voll

Nacht und Graus, voll Schmerz und Jammer . . . die ersehnte Erlösung!

Im Sterben noch hielt Hölderlin seinen „Hyperion“ in den Händen und seine Finger ruhten, krampfhaft zusammengezogen, auf einer der schönsten, an Diotima gerichteten Stellen.

„Diotima, ich komme!“ — war sein letzter Hauch!

Druck von C. P. Melzer in Leipzig.

Berichtigungen:

I. Thl.	S.	82	Zeile 11	lies	den statt dem
"	"	142	" 21	"	fürnehmen statt führnehmen
"	"	172	" 20	"	gewaltsamem statt gewaltsamen
"	"	211	" 1	"	Theile statt Theil
"	"	237	" 12	"	leiden statt leiten
"	"	297	" 20	"	Bombardement statt Bombartement
II. Thl.	"	53	" 24	"	endlosen statt entlosen
"	"	58	" 14	"	seinem statt seinen
"	"	58	" 26	"	sich statt sie
"	"	62	" 13	"	Bombardement statt Bombartement
"	"	67	" 2	"	Diejenigen statt Dijenigen
"	"	141	" 16	"	des Momentes statt der Momentes
"	"	206	" 9	"	Trivialen statt Trivalen
"	"	234	" 20	"	Comptoirs statt Contoirs